

**AFFE IN
GROSSFORMAT**

ERZÄHLUNGEN

BASU WINTER

VERLIERER VERLAG

Basu Winter
Affe in Großformat
Erzählungen

Affe in Großformat
VIA NEGATIVA SERIE BELLETRISTIK
©2025 Verlierer Verlag
Cover-Design: Luan Gabian
www.VerliererVerlag.com

DAS NEUE RUDEL

DER ALTE KAPOKBAUM

AFFE IN GROSSFORMAT

DAS NEUE RUDEL

Unsere jüngste Hündin wurde vor einem halben Jahr aus einem Zuhause hierhergebracht, in dem sie offensichtlich misshandelt worden war. So sehr, dass sie beschlossen hatte, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Als sie hier ankam, hatte sie wochenlang nichts mehr gegessen. Sie war total abgemagert. Total abgemagert und völlig verängstigt. Wenn ich mich ihr näherte, rannte sie in Panik runter zum Tor und lief dann minutenlang den Zaun entlang. Wie ein wildes Pferd. Mehrmals nahm sie Reißaus. Aber sie kam immer nach einigen Stunden zurück. Irgendetwas sagte ihr vielleicht, dass ihre Angst nichts mit diesem Ort zu tun hatte.

Es dauerte einen Monat, bis sie sich soweit entspannt hatte, dass sie mit den anderen Hunden zu spielen begann. Und einen weiteren Monat, bis sie hier und da mit dem Schwanz wedelte, wenn sie mich sah. Und noch einen weiteren, bis sie zum ersten Mal auf mich zukam, um gestreichelt zu werden.

Mittlerweile ist sie ein ganz normaler, glücklicher Hund. Doch jedes Mal, wenn es Zeit für die langen Spaziergänge im Rudel ist, kommt sie nach nur fünf Minuten alleine zurück. Ich glaube, sie fürchtet um ihren sicheren Ort. Denn wenn sie zurückkommt, inspiziert sie aufgeregt jeden Raum im Haus und sogar den Garten, um sich zu vergewissern, ob alles noch so ist wie vor fünf Minuten, bevor sie sich neben mich legt und darauf wartet, dass die anderen nach Hause kommen.

Es berührt mich, das jeden Tag mitanzusehen. Und ich frage mich oft, wie viele Menschen einen sicheren Ort haben. Ich persönlich kenne keine Familie, die ihn bietet. Keine Freundschaft. Keine Ehe. Ich sehe nicht einmal, wie das Alleinleben einen sicheren Ort garantiert. Ganz im Gegenteil, es mag alles noch schlimmer machen, alles Drama in geistige Räume verlagern. Jetzt bist du sowohl Jäger als auch Gejagter. Angeklagter und Richter. Wächter und dein eigener Gefangener. Der Krampf verlagert sich einfach nach innen.

Ob jemand in einer missbräuchlichen Beziehung zu sich selbst steht, lässt sich ziemlich leicht erkennen. Es ist schwer zu beschreiben, aber es ist eine Art Abkapselung, die ganz automatisch abläuft. Der Mensch ist in seinem Kokon gefangen, während der Körper vor dir steht und mit dir spricht, als wäre er der Mensch. Dabei ist der Mensch gar nicht da. Er ist im Kokon, ja er ist der

Kokon.

Die junge Frau auf der Party zum Beispiel ist während des Gesprächs mit dir damit beschäftigt, sich zu dick zu fühlen und die Anzahl der Kalorien zu berechnen, die der Cocktail in ihrer Hand enthält. Und der Typ dort in der Ecke genießt nicht wirklich einfach nur allein sein Bier, sondern sucht die Umgebung nach Augen ab, die ihn verurteilen könnten. Sogar der Scherzkeks, der die halbe Nacht lang mit seinen Witzen die Show stiehlt, ist nicht der fröhliche Welp, der er zu sein scheint, sondern schon seit Jahren heimlich depressiv, so sehr, dass er ernsthaft erwägt, dem Ganzen ein Ende zu setzen, bevor er nächsten Monat fünfzig wird. Keiner von ihnen hat einen sicheren Ort. Was sie haben, ist eine eingekapselte Scheißkonditionierung, die ihr Leben bestimmt, und sie finden keinen Ausweg.

Und es ist ja auch schwer, ja nahezu unmöglich, auszubrechen. Nur indem man den Kokon mit aller Akribie von innen her durchleuchtet, kann es überhaupt gelingen. Indem man Licht in jede einzelne Folterkammer dort unten im Schlosskeller des Geistes bringt. Wie ein Detektiv, der einen Tatort des Grauens nach Hinweisen und Spuren untersucht in der Hoffnung, letztlich zu verstehen, was in Herrgotts Namen dort geschehen ist und wie genau es dazu kommen konnte.

Der Verstand muss rund um die Uhr überwacht, die emotionale Kettenreaktion, die jeder Gedanke

nach sich zieht, nuanciert dechiffriert werden. Jeder Glaube muss als solcher entlarvt sein und jeder Identitätsknoten akribisch entwirrt. Der Körper muss wieder gespürt, seiner Führung wieder vertraut, die Präsenz größer, der Atem tiefer werden. Das Glashaus ums Herz muss zerbrochen, alle Gefangenen müssen aus dem Kerker der Seele befreit werden. Das Ego muss vom Opfer zum Angeklagten und vom Angeklagten zum Kronzeugen gemacht werden.

Du musst dir dein Vertrauen verdienen, willst du einmal sicher sein vor dir selbst. Das Blatt im Wind muss zu einem Stein werden, einem Auge vielmehr, das nicht schläft wie ein Stein, sondern wach ist als Stein, eisern im Willen, standhaft wider die Müdigkeit, standhaft und hart genug, um angesichts des nächsten Schlages mitten in deine Fresse nicht einmal zu blinzeln. Ganz gleich, ob der Schlag nun von innen her oder von außen kommt.

Denn willst du je sicher sein, so muss dein endgültiges Urteil lauten, dass der Kokon abgestreift, dass das Ego aufgegeben werden muss. Dass alle Götter aufgegeben werden müssen. Dass alles und allem vergeben, dass jedes Verfahren abgewiesen und das Justizministerium in ein Museum umgewandelt werden muss, weil alles Wissen Irrtum ist und Leben im Kokon schlichtweg nicht lebenswert. Dies ist das Geburtsrecht, das du einfordern musst, willst du die Streicheleinheiten, den Cocktail, die Zigarette, deine

eigenen Witze, dein Menschsein endlich genießen.

Ich war der Witzbold auf der Party. Der in der Ecke allein sein Bier trank, das war mein Freund aus Kindertagen, Alex, Anästhesist. Komplexe hatte er schon immer gehabt, aber es war schlimmer geworden mit den Jahren. Nur im Kittel machte er eine gute Figur, also malochte er mehr und mehr. Die junge Frau war Mila, meine Partnerin. Als Kind war sie Kunstturnerin gewesen, ziemlich erfolgreich sogar, Umzug ins Frankfurter Leistungszentrum schon mit zwölf. Und mit dreizehn bulimisch. Am Morgen nach der Party war ihre obere Speiseröhre wieder entzündet einschließlic der Stimmbänder, offenbar war sie angetrunken etwas unachtsam gewesen und hatte mit dem Fingernagel alte Wunden im Rachen aufgekratzt. Und so ließ sie sich wieder einmal in eine Spezialklinik einweisen, diesmal im Schwarzwald.

Ich war froh, die Fünfzig wollte ich ohnehin alleine feiern. Was heißt feiern – umbringen wollte ich mich um kurz vor zwölf. Was du mit fünfzig noch nicht vorzuweisen hast, das wird auch nichts mehr, so glaubte ich damals. Andere hatten ihre Ehen geschlossen und Kinder geboren und Titel errungen und Häuser gebaut, ich saß den ganzen Tag lang vor einem Haufen unbrauchbarer Notizen, während meine Freundin sich neben mir im Bett zu Tode hungerte oder in irgendeiner Klinik abhing.

Überdies war mir in der Woche vor der Party ein

Brief der Immobiliengesellschaft ins Haus geflogen, die meine Mietswohnung gekauft hatte, mit der Ankündigung, dass auch bei mir im Dachgeschoss nun eine Heizung eingebaut werde, und zwar schon im Oktober, woraufhin die Miete um 18,5 Prozent steigen werde – pro Jahr!

63 Euro mehr im Monat konnte ich unmöglich aufbringen. Zumal ich zu stolz war, um vom Amt zu leben oder Alex anzuhauen, mir mehr Geld zu pumpen. Mein Dasein war ja von außen gesehen sowieso schon lange nicht mehr zu rechtfertigen, ich sah es selbst ein. Bücher zu schreiben, die niemand liest, ist ja kein Mehrwert, sondern ein Unwert. Verschwendete Zeit. Weggeworfenes Leben.

Bäume seien Gedichte, die die Erde in den Himmel schreibe, und wir fällten sie und verwandelten sie in Papier, um unsere Leere darauf auszudrücken, sagte Khalil Gibran einmal. Und schrieb nach einer kurzen Kaffeepause weiter.

Und ich verstehe es, auch wenn es keinen Sinn ergibt. Ich kann es auch nicht lassen. Es ist wie ein Zwang, eine unbedingte, innere Notwendigkeit. Ein verzweifelter, euphorischer Aufbäumen ist es, ein trotziger, stolzer Freiheitsschrei, ein mächtiger, ohnmächtiger Fluss ins Nirgendwo.

Aus dieser Einsicht, diesem Schrei, diesem Fluss heraus und aus Prinzip – schließlich wollte ich gar keine scheiß Heizung in meiner Wohnung, sondern den Winter lang frieren zum Schreiben, zum Leben

– kündigte ich noch im Sommer meine Wohnung, verkaufte die Einrichtung und flog von dem Geld nach Bangkok, um mich dort vom höchsten Wolkenkratzer in die andere Freiheit zu stürzen. Der innere Kokon ist die eine Sache. Die äußere Zwangsjacke die andere. Auf der Haut des Menschen wachsen sie zusammen. Das macht die Haut ja so hart. Und das Leben so schwer. Und den Sprung so verführerisch.

Anders als die Natur produziert die kollektive Dystopie ja unablässig Müll: Teile der Natur, die sie gebraucht hat und nun eben nicht mehr braucht und in die Tonne kloppt. Das Pferd zum Beispiel, das beim Schlachter landet, weil es zu alt ist, um die Kutsche zu ziehen. Oder die Plastiktüte, die aus natürlichen Molekülen synthetisiert, verkauft, gebraucht und schließlich weggeworfen wird. Oder eben der Mensch, der entsorgt wird. In der Nervenheilanstalt zum Beispiel. Im Altersheim. Im Gefängnis. Oder unter der Brücke.

Mancher wird nie gebraucht und gleich als nutzlos deklariert und in die Tonne gekloppt. Andere wehren sich zu sehr, verweigern ein Dasein als Werkzeug des Irrsinns. Hier kreuzen sich Hamsuns und Dostojewskis Wege. Der eine wurde auf ein Schiff, der andere nach Sibirien verbannt.

Aber die Mülldeponie ist ja in erster Linie kein Ort, jedenfalls kein räumlicher. Sie ist eine Ebene des kollektiven Bewusstseins, ein Raum im Geist der

Dystopie. Hier, in diesem Geistesraum, habe ich Hamsun und Dostojewski kennen- und lieben gelernt, hier bin ich Nietzsche begegnet und seinem zu Tode gepeitschten Pferd. Wir verstehen uns hier nicht als Gefangene, wir sind alle freiwillig hier, obwohl einige das noch nicht wissen. Wir sind hier, weil es der einzige Raum innerhalb der kollektiven Wirklichkeit ist, in dem wir noch frei sind.

Nur hier, in ihrem entsorgten Müll, lebt noch die Hoffnung, dass die Menschheit einmal blüht. Hier hänge ich gemeinsam mit dem Meister von St. Petersburg an Coetzees Glocke von Sergejew, die, obwohl sie einen großen Riss aufweist – ein Schaden, der nicht mehr zu beheben ist – niemals ausgetauscht und eingegossen worden ist, sondern noch immer jeden Tag vom Kloster her über der Stadt erklingt und von den Menschen liebevoll „Das hölzerne Bein des heiligen Sergius“ genannt wird.

Auf dem höchsten Wolkenkratzer Bangkoks stehe ich und hänge an der Glocke von Sergejew und schwinge sachte hin- und wieder her, hier im Licht der Welt erscheinend, dort im Riss durch die Welt verschwindend. Endloser Fall ohne Aufprall. Dantes göttliche Komödie ohne Schwerkraft. Meister Eckharts ewige Geburt.

Wir geben nichts und niemanden auf hier im Raum der Entsorgten. Genau darum lebt ja hier noch die Hoffnung, dass die Menschenwelt einmal blüht. Die Nutzlosigkeit reicht hier nicht her. Was

hier lebt, das ist vom Nutzenmüssen befreit. Als nutzlos wurde es nur dort erachtet, wo es Nützlichkeit, wo es Ausnutzung gab. Solange es ausgenutzt wurde, solange musste es bleiben, was es war in seiner Nützlichkeit. Erst hier, wo es nicht mehr benutzt wird, ist es frei, zu werden, was es nie gewesen ist.

Es ist der Preis der Freiheit, dieses Hängen im Riss durch den Wahnsinn der Normalität. Ein Radwerk ist die Normalität, das dich erbarmungslos zermalmt, weil es dafür erschaffen wurde, dich zu zermalmen, weil es sein Nutzen ist, sich die Natur, sich die Menschen Untertan zu machen und damit alles wahre Leben zu vernichten.

Da kann die Gesellschaft noch so sorgsam jede Spur ihres Wahnsinns verbrennen und noch so tief ins Gestein bohren, um dort, in tiefster Finsternis, endzulagern, was sie vergessen und nie wiedersehen will – sie kann längst nicht mehr verbergen, was sie an toxischer Ödnis, an Wüsten der Zerstörung schafft. Auch an Menschen. Auch im Menschen.

Was die Gesellschaft entsorgt, eben das enthüllt sie. Derweil ist das Entsorgte von ihr gereinigt – und damit endlich frei, aus sich selbst heraus zu leben und zu wachsen als Natur – und aufzublühen als menschliche Kultur.

Hier in Kambodscha, in der abgehängten, in der dritten Welt, quaken die Frösche noch zu jedem Regen, und wenn es gewittert, dann fällt

stundenlang der Strom aus. Über meinem Bett hängt tagsüber die Fledermaus, und die Wespe baut jedes Jahr eine neue Bruthöhle aus Lehm an meine Badezimmerwand. Es kümmert sie auch nicht, wenn ich währenddessen rauchend auf dem Plumpsklo sitze. Ein Tier, das dir vertraut, das ist der Klang der Glocke von Sergejew. Es tut mir leid um die Menschen, die ihn nicht hören. Es tut mir leid um all die ungeschriebenen Gedichte, um all die Horizonte, die sich niemals auftaten.

Gleichzeitig bin ich dankbar. Dankbar, dass ich keine Heizung wollte. Dass die Menschheit mich entsorgt hat. Dass sich die Kluft auftat, in die ich fallen konnte, in der ich seither leben darf als Riss durch mich selbst.

Vorher war es kaum zu ertragen mit mir, ein Albtraum war es, ein Albtraum war ich, ein Blatt im Wind, ein verzweifelter Clown in seiner verhärteten Schlangenhaut, durchs Leben gehetzt vom ständigen Wunsch, zu gefallen, der ständigen Angst, zu versagen, vom Räderwerk zerschmettert, in Hohn und Spott vom Hof gejagt zu werden als König ohne Kleider.

Als es dann geschehen war, da war es nicht mehr schlimm. Da war das Fallen ein Fliegen. Und meine Wurzeln fanden erstmals festen Boden.

Wie einfach Leben ist, das lehrt dich nur die Schule des Lebens selbst. Wenn die Hunde unten auf der Straße heulen, dann heulen wir mit. Wenn drei

Meter weiter das Gewitter einschlägt, dann pochen unsere Herzen vor Angst und werden ganz klein und hoffen ganz leise, dieses eine Mal noch davonzukommen mit dem ach so gebrechlichen, bedeutungslosen Leben. Und wenn danach die Sonne wieder scheint, dann hüpfen wir ins nasse Gras.

Nur auf fremde Menschen, die zu nahe kommen, reagieren wir allergisch. Ein Rest von Schlangenhaut ist eben immer da, wächst eben immer nach. Aber weich, fast flauschig, fast wie Hundefell. Wir bellen nur und beißen nicht.

Wobei das Bellen ja nicht ganz unbegründet ist. Es ist ja nicht vergleichbar mit der Panik unserer neuen Mitbewohnerin vor dem alten gelben Besen, die monatelang so groß war, dass sie sofort aus dem Haus floh, sobald ich den Besen auch nur in die Hand nahm. Erinnerte Schläge mit dem Stock, wie ich vermute.

Als Rudel fürchten wir den Stock nicht, sondern haben Angst vor dem Schläger, wo Menschen sich nähern. Wir bellen wider den Wahnsinn hinter dem Zaun. Ein Auge bleibt daher immer offen, wie müde wir auch sind. Denn während wir hier bloß spielen, wartet vor dem Tor der blanke Ernst. Kinder warten dort, die nicht gekommen sind, um mit uns Sandburgen zu bauen, sondern Cowboy und Indianer spielen – aber mit echten Waffen.

Das ist der Wahnsinn. Was mir längst Museum

ist, verblässende Erinnerung an dystopische Bewusstseinsräume, das ist dort draußen Wirklichkeit. Der sichere Ort für die Hunde reicht nur bis zum Zaun. Und selbst das nur durch unsere Präsenz.

Und während ich über meinen Notizen sitze und die Lesebrille suche und Mila drüben in ihrem Häuschen bunte Schmetterlinge an die Wände malt und dazu Lieder von der Liebe singt, verdunkelt der Kokon der Menschheit den Rest der Welt. Es muss wohl so sein, sonst wäre es nicht. Schade ist es zwar. Aber schlimm ist es nicht. Es ist alles gut. Samsara ist Nirvana. Soviel darf ich sagen als nutzloser Narr.

DER ALTE KAPOKBAUM

Der Schlossgartensee ist ein kleines Paradies. Zwei Libellen im Tiefflug über das glitzernde Wasser. Der Wind weiß nicht, wohin er will – Pollen fliegen kreuz und quer, Gräser wiegen sich mal hier-, mal dorthin, Staubwolken wirbeln empor und legen sich. Ein Blumenmeer taucht das Ufer in leuchtendes Gelb.

Inmitten der Blüten entspannt eine Entenfamilie – Gefiederpflege. Einige Weibchen machen sich auf den Weg ins Nass – eine Runde Paddeln durch den See. Weich und klar ist das Wasser, und irgendwie riecht es nach Erde. Frösche quaken aus dem Ufergestrüpp, unsichtbar wie die Vögel, die von den Bäumen am Steilhang gegenüber herabzwitschern. Manche Äste ragen bis ins Wasser.

Weil der Wind mit den Blättern spielt, fluten immer wieder Lichtstrahlen in die Schatten, die die Bäume werfen. Wie, wenn man mit geschlossenen Lidern in die Sonne blickt. Genau so.

Tiefblau hängt der Himmel über den strahlend grünen Wipfeln. Von Wolken keine Spur.

Sommerzeit, mitten im guatemaltekischen Winter. Castillo Cortez, dreißig Kilometer südlich von Antigua. Sara und David laden zur Hochzeit.

Für Karin war sie ein Alptraum, die Nachricht, dass die Hochzeit ihrer einzigen Tochter in Guatemala stattfinden würde. Sie hatte auf Bayern gehofft – auf jenes Hotel am Starnberger See, das Sara seit Kindesbeinen kennt – und mit England gerechnet, schließlich leben Sara und David dort. Aber Guatemala? Alles, was Karin wusste von diesem Land, war, dass es in Zentralamerika lag und man froh sein konnte, wenn man lebend wieder herauskam. Aber Sara war nicht abzubringen gewesen von ihrem Entschluss, und so galt es, die Zähne zusammenbeißen und durch.

Es waren grauenvolle Monate für Karin. Sie hatte zahlreiche schlaflose Nächte. Jeden Morgen las sie die aktuellen Reise- und Sicherheitshinweise des Auswärtigen Amtes im Internet. Sie las von hoher Gefahr von Entführungen. Von brutalen bewaffneten Raubüberfällen. Von tödlichen Anschlägen. Von Fällen von Lynchjustiz. Von gewaltbereiten Jugend- und Drogenbanden. Sie las von Malaria und Denguefieber und allerlei anderen lebensgefährlichen Infektionskrankheiten. Von unberechenbaren Wirbelstürmen. Von aktiven Vulkanen. Von verheerenden Erdbeben.

Auf die Internetrecherche folgten häufig Stunden am Telefon, im Auswärtigen Amt in Berlin kannte

man sie schon, ebenso im Tropeninstitut in Düsseldorf, im Erdbebeninstitut der Universität Mannheim und im Gesundheitsamt München. Die Vorsorgeuntersuchungen und Impftermine bei Doktor Berger zogen sich über Monate, schließlich können die wenigsten Impfungen gleichzeitig erfolgen. Ernst, ihr Gatte, musste ständig Aufträge an Kollegen abgeben, weil er an manchen Tagen mehr Zeit in Doktor Bergers Wartezimmer verbrachte als im Ingenieurbüro.

Dann die Reiseapotheke – das Vertrauen in Herrn Fuchs, den Dorfapotheker, hatte Karin gänzlich verloren, nachdem sie zwei Bestellungen wieder zurückgeben musste, einmal hatte Herr Fuchs ein Malariamittel in der falschen Dosierung geliefert, was, wie ihr im Tropeninstitut versichert wurde, lebensbedrohliche Folgen haben kann, ein zweites Mal stimmte zwar die Dosierung, doch war das Haltbarkeitsdatum des Antibiotikums fast abgelaufen. So blieb Karin nichts anderes übrig, als die nötigen Pharmaka im sechzig Kilometer entfernten München zu besorgen, wo sie nach langer Recherche einen Apotheker ausfindig gemacht hatte, der zum Thema Reisemedizin promoviert hatte.

Vor allem aber sorgte sie sich um Joshua. Sie war regelrecht wütend auf Sara, sie fand es verantwortungslos von ihr, den Jungen solchen Gefahren auszusetzen. Davids Familie hätte doch

herkommen können, Karin und Ernst hätten sogar die Flugtickets bezahlt. Verantwortungslos und egoistisch fand Karin es. Was sie auch nicht verhehlte, wenn sie mit ihrer Tochter telefonierte, weshalb Sara ihr zuletzt jegliche Anrufe verbat.

Und da sie nun endlich im Flugzeug sitzen, neben sich am Fensterplatz den Enkel, den Sara vor acht Tagen allein von London nach München hatte fliegen lassen – einen Neunjährigen! – und der Kapitän einen unruhigen Flug vorhersagt und angeschnallt sitzen zu bleiben bittet, könnte Karin auf der Stelle losheulen. Es ist, als fliege man zur Hochzeit seiner Tochter in die Hölle. Falls man überhaupt ankommt. Keine Mutter wünscht sich das.

Man mag lächeln über Karins Verhalten. Nur ist nichts lächerlich daran. Karin ist im Krieg geboren. Sie hat als Kind in der Hölle gelebt. Sie kennt die Tage in Angst und Hunger, die Nächte in Bunkern, sie hat die Schüsse und Schreie gehört, sie hat die Toten gesehen. Sie hat zusehen müssen, wie drei Russen ihre Mutter vergewaltigten, als Deutschland geschlagen war. Sie hat ihren Vater an den Krieg verloren. Sie hat ihre Kindheit an den Krieg verloren.

Nie wieder Krieg. Nie wieder einen Mann mit einer Waffe sehen. Das ist immer Karins tiefster Lebenswunsch geblieben. Dafür hat sie immer zuallererst gebetet. Sie weiß, Sara findet, sie sei

konservativ, sie habe Angst vor der Zukunft. Dabei hat sie doch bloß Angst vor der Vergangenheit. Dabei will sie doch bloß den Frieden festhalten. Und was zwanghaft ist an ihr, das Penible, das Perfektionistische, das sich nicht zuletzt in der Vorsorge für diese Reise niederschlug, es ist doch bloß der Ritus, der die Angst vergessen macht. Aufgrund dessen sie abends im Bett zu erschöpft war, um noch eine weitere Nacht schlaflos zu liegen. Früher mag man vor seiner Reise mit dem Dorfschamanen am Lagerfeuer gesessen haben, um die Schutzgottheiten zu Hilfe zu rufen. Heutzutage ruft man beim Leiter des Tropeninstitutes an und schluckt Tabletten zur Malariaphylaxe. Oder man betet.

Karin hat beides getan. Sie hat Gott und den Leiter des Tropeninstitutes angerufen. Und da sie nun im Flugzeug sitzt und auf der Stelle losheulen könnte, ist es ihr, als fliege sie zur Hochzeit ihrer Tochter in die Hölle ihrer Kindheit, und es ist nicht das Flugzeug, das wackelt, sondern der Bunker, der bebt unter fallenden Bomben. Und Karin sitzt da, in sich zusammengesunken, mit zitternden Händen, die Augen fest zusammengekniffen, derweil Ernst ihre Hand hält. Wie damals die Mutter. Karin ist wieder drei Jahre alt.

Sie mag sie noch so sehr verfluchen, die schreckliche Gnade dieses Augenblicks, die sie ihrer Tochter zu verdanken hat: Sie wirkt. Auch gegen

Karins Willen. Das Leben will es endlich auflösen, das Trauma des Krieges, in einem persönlichen Frieden. Das Mädchen, das dem kollektiven Wahnsinn begegnete, es soll endlich zur Frau werden, die angstlos liebt. Es gibt kein Zurück ins kindliche Urvertrauen für einen Geist, der die Vergänglichkeit der Form, der den Wahnsinn der Welt, der den Abgrund im Menschen erfahren hat. Es gibt nur ein Vorwärts, hin zu dem, das in der Tiefe der Angst, das in der Tiefe der Hölle der Angst sich gänzlich verliert, um sich jenseits davon wiederzufinden.

Das ist die Stille, das ist der Friede, den Karin gerade erfährt. Und wo sie eben noch im endlosen Fall sich befand, wo sie eben noch verrückt zu werden glaubte, da ist es nun ganz still. Wo sie eben heulen wollte, weint sie nun. Wo die Angst Ernsts Hand erdrücken wollte, streicheln ihre Finger nun ganz sanft, ganz liebevoll die seinen.

Karin weiß nicht, wie ihr geschieht. Sie meint, es seien die Beruhigungstabletten, die endlich wirken. Und es ist ja auch dieselbe angstlose Stille. Nur ist es nicht dasselbe apathische Nichts, das der Stille erwächst. Darin, in dem, was ihre Hände geben aus der Stille, ohne dass Karin es merkt, in jener kleinen Geste der Liebe, besteht der einzige Unterschied zum intoxikierten Frieden.

Ernst, der nicht die geringste Ahnung hat, was gerade vor sich geht mit seiner Karin, der

argwöhnisch verfolgt, was ihre Finger da treiben mit seiner Hand, der sich am liebsten in Luft auflösen würde in diesem Moment, in eine Wolke über dem Atlantik, da er einen hysterischen Anfall und ein Aufheben befürchtet ausgerechnet im Flugzeug – Ernst weiß nichts von einem Kriegstrauma, das sich nun, achtzig Jahre später, endlich erlösen will. In einem Alpendorf mit dreizehn Einwohnern aufgewachsen, hat Ernst vom Krieg nicht viel mitbekommen. Als Deutschland seine Trümmer in neue Häuser verwandelte, saß Ernst in der Dorfschule und paukte Mathe. Und als Ernst in den Sechzigern ins Arbeitsleben einstieg, war der Wiederaufbau in vollem Gange und Deutschland boomendes Exportland.

So sehr Karin das Sinnbild des deutschen Kriegstraumas ist, so sehr ist Ernst das Sinnbild des deutschen Wirtschaftswunders. Als Nachbau in Miniaturformat. Ernst fing auch mit nichts an. Nichts als den Spielschulden seines Vaters, der alles verzockt hatte, den Hof eingeschlossen. Ernst absolvierte sein Studium der Ingenieurwissenschaften in Rekordzeit, heiratete Karin, eröffnete ein Ingenieurbüro, fing zu malochen an – und hat bis heute nicht wieder aufgehört.

Das Ergebnis, abgesehen vom Abtragen des väterlichen Trümmerbergs: ein großes Einfamilienhaus Marke Eigenbau mit fast 8000 Quadratmetern Grundstück; ein Bürohaus, in dem

auch seine Firma sitzt mit mittlerweile zwanzig Angestellten; eine Eigentumswohnung in München, die eigentlich für Sara gedacht war; und zwei Grundstücke mit Baugenehmigung am Starnberger See. Alles abbezahlt.

Wenn er alles verkaufte, wäre Ernst Multimillionär. Tut er aber nicht, allein schon der Vermögenssteuer wegen. Ernst müsste schon lange nicht mehr arbeiten, die Schlacht ist längst gewonnen. Ernst malocht trotzdem weiter. Wo andere sich im Garten in die Sonne legen würden, Campari schlürfend. Denn Ernst ist das deutsche Wirtschaftswunder. Er hat die deutsche Kriegerseele, er ist gekommen, um zu kämpfen und auf dem Schlachtfeld zu sterben. Ernst ist ein Krieger der Arbeit.

Wenn er nicht selbstständig wäre, also zum Rentnerdasein gezwungen werden könnte, würde Ernst vermutlich den Garten zum Schlachtfeld deklarieren und mit Hacke und Spaten aufmarschieren und die besten Rosen des Landes züchten. Oder die neuen Nachbarn verklagen, weil ihr Hund seine Beete vollkackt. So aber bewahrt er sich die Würde.

Andere mögen eine heimliche Angst vor Arbeit haben. Ernst hat eine heimliche Angst vorm Urlaub. Vor den Wochen in Gran Canaria, die „ihr gehören“, wie Karin es nennt, die er nichts tun darf, kein Ausflugsprogramm erstellen, kein Gespräch

mit dem Manager fordern über den angeblichen ‚Balkon mit Meeresblick‘, keine Aufträge delegieren per Laptop, nichts. Natürlich arbeitet er trotzdem, heimlich, im Kopf, während er Karins Rücken eincremt mit Schutzfaktor zwölf oder Däumchen drehend daliegt am Strand unterm Sonnenschirm, dessen Gewinde längst ausgetauscht gehört, und Campari schlürft.

Was am Meer so schön sein soll – Ernst weiß es nicht. Abends muss er sich schick anziehen zum Dinner draußen am Pool bei Rotwein und Kerzenlicht, ein stundenlanges Prozedere mit sechs Gängen, in aller Feierlichkeit. Vierzehn Abende lang. Er tut es Karin zuliebe. Für die Frau, die ihm den Rest des Jahres den Rücken freihält. Ihr zuliebe tut er, als sei auch ihm danach, nach dem Essen noch einmal zum Strand hinunter zu spazieren und sich im Mondlicht zu küssen.

Ernst kommt immer erschöpft zurück aus dem Urlaub. Es ist die Erschöpfung eines Mannes, der zwei Wochen lang gegen seine Natur zu leben gezwungen war. Es ist die Schlacht, die er verliert, weil er nicht kämpfen darf. Ein Krieger lebt für den Kampf, und er stirbt auf dem Schlachtfeld. Welchen Kampf er kämpft, das entscheidet das Leben. Die Zeit, die Welt, in die er geboren wird.

Was wäre heute der Kampf, nach der Zeit des Krieges, des Wiederaufbaus, des Wirtschaftswunders? Was würde der kleine Ernst heute tun,

was wird Joshua tun mit den Millionen seines Großvaters? Was wird das Leben von ihm wollen?

Ernst weiß es nicht. Er möchte nicht in der Haut seines Enkelsohnes stecken. Der Junge kennt seinen eigenen Vater nicht. Eine richtige Heimat hat er auch nicht, Sara und David arbeiten für einen multinationalen Großkonzern, die leben heute in London, morgen in Zürich und übermorgen in Toronto, ein Ort ist keine Heimat mehr. Auch keine Sprache. Getauft ist der Junge auch nicht, er kennt nicht einmal die Tischgebete. Er wirkt so verloren. Wie ein Krieger ohne Schlachtfeld. Wie ein Baum ohne Wurzeln, ohne Stamm.

„Nun lass den Mann mal wieder los.“

Ernst ist es nicht nur fremd, sondern auch peinlich, das herzliche Getue seiner Karin Davids Familie gegenüber. Innige Umarmungen werden die äußere Kluft nicht überbrücken, die immerhin 10.000 Kilometer umfasst und nicht weniger Jahre Kulturgeschichte, die unterschiedlicher kaum sein könnte. Und die paar Bücher über die Kultur der Mayas und die paar Brocken Spanisch, die Karin vorab gelesen und gelernt hat, werden langfristig nicht über die Tatsache hinwegtäuschen können, dass man sich im Grunde kaum etwas bis nichts zu sagen hat.

Ernst spürt, etwas ist anders an seiner Karin, bloß weiß er nicht, was. Er weiß bloß, er mag es

nicht. Dabei hält Karin sich schon zurück. Im Innern ist sie vollkommen überwältigt. Die einstündige Fahrt vom Flughafen hierher, sie war nicht das, was sie für Ernst war, ein Höllenritt nämlich ohne erkennbare Verkehrsregeln, bei dem er sicherheitshalber die Türen und Fenster verschloss. Karin war dem, vor dem sie sich eigentlich hatte schützen wollen, schutzlos ausgeliefert: Sie schmeckte die bitteren Tränen der Armut, sie sah die vielen Kinder am Straßenrand, die barfuß in eine aussichtslose Zukunft liefen. Sie spürte auch etwas Bedrohliches, eine dunkle Wolke, die über diesem Land hing, so dunkel, dass es ihr kalt den Rücken runter lief. Doch sie sah auch die Sonne, das Glitzern in den lachenden Augen winkender Kinder, sie sah auch die Schönheit Guatemalas, die Schönheit, die möglich wäre.

Ernst sah den Krieg. Karin sah die Liebe ohne Frieden. Sie sah mit offenem Herzen, und es tat ihr so weh, ihre winterlichen Gallenkoliken waren nichts dagegen. Sie spürte die Kraft der mächtigen Vulkane ringsum, und zwar als Naturgewalten, die nicht nur die Erde erbeben lassen, sondern auch uns bis ins Innerste bewegen und erschüttern.

Ernst sah die Kluft. Karin blickte in den Abgrund. Und was sie dort sah, das darf nicht sehen, was als zivilisierte Welt funktionieren will. Es ist zu frei, viel zu frei. Und die Ansicht allein befreit uns zu unserer Ursprünglichkeit, zu unserer

wahrener, zu unserer angstlosen Natur. Leben ohne Angst, Karin hätte nie für möglich gehalten, dass es das gibt. Aber jetzt weiß sie es. Jetzt weiß sie, was ihr nie gehört hat, was nie zu ihr gehört hat, was sie nicht ist. Jetzt hat sie endlich keine Angst mehr.

„Du führst dich auf wie eine Verrückte!“, brummt Ernst, der schon im Bett liegt, todmüde von der langen Reise, zur Balkontür hin, vor der Karin in ihrem Nachthemd steht und genüsslich an einer Zigarette zieht – ihrer ersten seit zweiunddreißig Jahren. „Was ist bloß los mit dir?“

Was soll Karin sagen? Es ist so schrecklich und schön, dass sie eine rauchen muss. Und sich die Wolldecke holen, um sich noch eine Weile in den Korbstuhl auf dem Balkon zu lümmeln.

Ernsts Schnarchen begleitet das Nachtkonzert in den Bergen ringsum, Hunde unterhalten sich über das Tal hinweg, jedes Geheul findet irgendwo sein Echo, ebenso plaudern die Kröten und Nachtigallen, und allein die Grillen scheinen keinen Wert zu legen auf die Kunst des Zuhörens. Das Gras, die Bäume, die Felsen, alles in weißes Mondlicht getaucht, so zart, so überraschend hell. Der Himmel wolkenlos, funkelndes Sternenmeer, zeitlos schön.

Die Kerze brennt noch, als Karin aus einem Traum erwacht: ein Krokodilbecken, eine Frau springt hinein, Karin steht direkt daneben, kann nichts tun, schon packen sie die Frau, schon färbt

sich das Wasser rot, sie fressen sie auf, Karin sieht weinend zu...

Hier, in der Stille, offenbart sich das gebrochene Herz. Und wieder ist eine Wunde verheilt.

Plötzlich Fehlalarm, um kurz nach Mitternacht – ein Hahn kräht sich ins Jetzt, die Echos der Artgenossen folgen prompt, und auch der ein oder andere Vogel fällt drauf rein. Dann Totenstille, selbst die Grillen schweigen, alles wartet, derweil man die Winde erstmals rauschen hört. Auf einmal Regen, wie aus einem Guss. Ein Fluss zurück, zurück in die Welt des Schlafes, zurück am Starnberger See, beim Gottesdienst, die Kirchenorgel ertönt, und der Chor stimmt die nächste Strophe an, nur Karin hat den Text vergessen, und nicht nur das, sie ist splitterfasernackt, und der erboste Würdenträger wirft sie aus dem Saal. Und Karin rennt aus der Kirche und über Wiesen und Felder zum See hinunter und springt lachend kopfüber ins kalte Wasser.

Als Karin abermals erwacht, braucht sie Ewigkeiten, um sich zu besinnen. Im Hintergrund hört sie leise Stimmen aus einem der Nachbarzimmer. Mit jedem Atemzug wandelt sich das Angesicht des Sternenmeers. Der Mond durchschimmert sattes Grün. Ab und an löst sich ein Tropfen von einem der Bambusblätter gleich vor dem Balkon. Wolkenschwaden ziehen langsam gen

Süden. Karin empfindet eine zärtliche Sehnsucht nach einem Sein ohne sich. Ohne die Qual des Denkens, dieses Dunstes, der nie vergeht. Frei von der Schwerkraft der eigenen Geschichte. Frei von der Schwerkraft des alternden Körpers. Befreit von der Last, Mensch zu sein. Der Sprung ins Wasser, der Weg nach Hause, erfolgt nackt. Wer könnte den Sprung aus der Angst erzwingen, wer könnte ihn verbieten? Wer könnte die nackte Würde verleihen, wer könnte sie aberkennen?

Von irgendwoher ertönt Radiomusik. So sind wir, denkt Karin und lächelt. Für das Wunder vor Augen blind geworden, leben wir in unserer künstlich stimulierten, simulierten Wirklichkeit der Bilder und Töne und Masken und Gewänder, abgetrennt, kontaktlos, unberührt.

Das Mondlicht ist verschwunden. Leises Windspiel mit den Blättern. Es fällt ein gelbes Blatt vom Baum: tot. Karins Sehnsucht, als goldenes Blatt vom Baum zu fallen. Karins Sehnsucht nach der letzten Wirklichkeit.

Joshua hat sein eigenes Zimmer, im Dachgeschoß gleich neben der Suite von Mama und David. Er liegt im Bett, die Arme hinterm Kopf verschränkt, und starrt an die Zimmerdecke. Er kann nicht schlafen, obwohl er todmüde ist von dem langen Flug. Was ihn nicht schlafen lässt, das weiß er nicht, und er kann es auch nicht wissen. Ernst glaubt,

Joshua sei verloren, doch es stimmt nicht: Sara ist verloren. Joshua fällt mit in ihren Abgrund. Sara lebt das übermalte Bild. Joshua lebt die Gefühle, die darunter begraben sind. Die Bilder, die Sara übermalt, sind die Zerrissenheit, die ihn nicht schlafen lässt. Joshua ist die Suche nach den Bildern, die seiner Mutter fehlen. So wie Sara in der Angst ihrer Mutter lebte in ihrer eigenen Kindheit, so wie sie in den übermalten Bildern ihrer Mutter lebte, bis sie sich aufmachte in ein Anderswo, weil sie die Bilder, die der Mutter fehlten, nirgendwo finden konnte.

Sara suchte nicht indische Weisheit oder die Strände Goas damals mit achtzehn: Sie suchte das verlorene Paradies der Kindheit, das ihre Mutter an den Krieg verloren hatte. So wie Karin das verlorene Paradies ihrer eigenen Mutter gesucht hatte, in deren vergewaltigter Vergangenheit sie gefangen gewesen war, im bitteren Gram einer Witwe des Krieges, für die der Krieg noch nicht vorbei, für die der Friede niemals Friede und die Freiheit niemals frei geworden war.

Und so wie Karin sich damals aufgemacht hatte, um zu beweisen, dass der Krieg doch vorbei, dass ein Glück noch möglich sei, eine friedliche Welt, eine freiheitliche Welt, ein Wirtschaftswunder, das Frieden und Freiheit sichert, wenn man es heiratet, so hatte Sara sich einst aufgemacht, und so wird Joshua sich einst aufmachen auf der Suche nach dem

verlorenen Paradies der eigenen Mutter. Die Reihe der Ahnen, die Liste des Unerlösten, das wir in uns tragen, sie ist endlos. Und von den Vätern und Urvätern reden wir noch gar nicht. Das eine Erbe trägt Last und Segen aller Erben. Joshuas Abgrund ist alle Abgründe, sein junger Schmerz ist das Leid der Welt. Und so rührend sie ist, jede Suche nach einem kleinen Glück, so fruchtlos ist sie. Man müsste die Wurzeln herausreißen, die Kette der Ahnen, die Kette der Zeit. Die Liebe müsste so reif, sie müsste so tief sein, sie müsste durch allen Schmerz hindurchdringen, die Kette des Leidens bis zum Ende zurückverfolgend: bis hin zum Urbild des Glücks. Bloß ist dieses Urbild das Urbild aller Bilder. Und damit der einzige Tod, der nichts mehr von dir übriglässt. Das verlorene Paradies, es ist das ungemalte Bild. Das ersehnte Glück, es wartet vor der Geburt.

Vincente, der Vater des Bräutigams, ist vierundachtzig, genau dreißig Jahre älter als seine Frau Anna. Sie war gerade einundzwanzig geworden, als sie sich damals zu ihm gesetzt hatte auf der Parkbank des Plaza Grande im Herzen Antiguas, weil keine andere Bank mehr frei gewesen war, eine junge spanische Rucksacktouristin auf der Suche nach unentdeckten Mayatempeln, nach glühender Lava, nach verschütteter Weisheit, nach irgendetwas jedenfalls, das sie noch nicht kannte von

der Welt und von sich selbst – sicher aber nicht nach einem Mann.

Nicht, dass sie besonders schlechte Erfahrungen gemacht hätte mit Männern. Sie durchschaute sie bloß. Sie roch das Testosteron in geschenkten Rosen, und der Geruch gefiel ihr nicht. Und sie roch die tiefe Bedürftigkeit hinter jedem männlichen Unabhängigkeitsgebaren, und der Geruch gefiel ihr erst recht nicht.

Vincente war arm, er machte nicht besonders viel her, und er war der erste Mann, dem Annas jugendliche Weiblichkeit vollkommen gleichgültig schien. Der sie als Frau konsequent ignorierte. Ein alternder Guatemalteke mit Franzosenmütze, der offenbar den ganzen Tag im Park saß und Kaugummis verkaufte – allerdings mit wenig Enthusiasmus, der Karton lag neben ihm auf der Bank, als hätte er nichts damit zu tun, er schien nicht das geringste Interesse zu haben, etwas loszuwerden – er plauderte einfach drauf los, und er plauderte, wie er mit jedem geplaudert hätte, der sich zu ihm gesetzt hätte. Er schien nicht von dieser Welt zu sein: „Ich hatte mal einen reichen Freund, Roberto. Was für ein scheiß Freund! Fing zu trinken an. Anfangs trank ich mit, aber später sagte ich: Nein danke! Da Roberto Kohle hatte, lud er alle Welt zum Trinken ein, Freunde, Kollegen, Fremde, einfach jeden, der gern Schnaps trank. Er soff und soff. Sich zu Tode. Und seine Mutter

weinte an seinem Grab. Seine Mutter und seine Saufkumpanen. So wurde mir erzählt. Und ich kann mich nicht vor Gott stellen und um irgendwas bitten für meinen Freund. Er hat sich einen Scheiß um Gott geschert. Also, was war es dann, um das er sich scherte? Was ist die andere Macht? Was ist das Gegenteil Gottes? Ich glaube an Gott. Daran, dass Gott heilig und perfekt ist. Ich respektiere Gott sehr. Und im Gegenzug sorgt er sich auch um mich. Ist es nicht so?“, fragte Vincente und lachte von Herzen. „Und was hat ihm all das Geld genützt, da er schon unter der Erde liegt? Was hast du von Ansehen? Was von Frauen? Ich war mal verlobt. Und wie die Dinge so sind, war sie irgendwann bei 'nem andern. Na und? Ich hab mich nicht beschwert. So sind die Dinge hier. So sind die Gesetze des Lebens. Ich wusste sowieso nicht, wieso ich eigentlich an der Seite dieser Frau lebte. Was machst du hier, fragte ich mich oft, in dem ganzen Theater? Viel lieber wollte ich meine Ruhe haben. Viel lieber schloss ich die Augen und flog weg von dem ganzen Mist. In Welten jenseits der Materie. Man hat keine Bedürfnisse mehr in der anderen Welt. Da lebst du, wo die Sterne leben, die sich niemals wandeln. Da bist du ganz erfüllt von den ewigen Dingen. Wenn du so lebst, dann kannst du mit Gott sprechen. Wir müssen im Paradies sein, um mit Gott zu sprechen. Ist es nicht so?“, lachte Vincente.

„Ja“, lachte Anna. „Vielleicht ist es so.“

Anna hatte nicht den blassesten Schimmer, warum sie lachte. Sie wusste nur: Noch nie hatte sie sich an der Seite eines Mannes so wohl gefühlt. So frei. Er wollte nichts von ihr. Sie spürte es: Wenn sie jetzt aufstünde und ginge, so wäre es gut. Wenn sie sitzenbliebe, so wäre es auch gut. Deshalb blieb sie sitzen. Deshalb heiratete sie ihn. Auf ihr Drängen hin, ihm war es gleichgültig. Dass sie reich war, erfuhr er erst nach der Hochzeit. Es gab einen Riesenzoff, Vincente wollte die Hochzeit annullieren lassen. „Das Geld oder ich“, sagte er.

Sie entschied sich, das Geld herzugeben – setzte aber durch, dass sie das alte Kolonialhaus kauften und Reserven für eine gute Ausbildung der Kinder behielten. Das allein war Kampf genug. Denn Vincente befand das Haus für viel zu groß, und Kinder wollte er partout nicht. Und folgerichtig gänzlich auf Sex verzichten. Erst, als sie versprach, sich allein zu kümmern, begannen sie, in einem Bett zu schlafen. Was nichts daran änderte, dass er sich nicht das Geringste aus Sex machte. „Energieverschwendung“, befand er.

Zum ersten Mal war sie es, die verführen musste, und es war jedes Mal ein Heidenspaß. Anna fand es herrlich, neben einem Mann zu liegen, der am liebsten die Augen schloss, um in die Sterne zu fliegen. Der allein blieb in ihren Armen noch. Mit ihm zu leben war eine gänzlich neue Erfahrung für

sie. Vincente hatte keinerlei Besitzanspruch, er kannte keine Eifersucht, schlechte Laune war ihm fremd. Für ihn war alles in Ordnung. Täglich machte er sich morgens auf mitsamt seinem Kaugummikarton und saß den ganzen Tag auf seiner Bank am Plaza Grande, um erst nach Sonnenuntergang zurück nach Hause zu kommen. Er tut es bis heute. Sie liebt ihn dafür. Als David zur Welt kam, saß Vincente im Park. Und auch, als Maria zur Welt kam. Er wäre gekommen zur Geburt, sie hätte ihn holen lassen können, als die Presswehen einsetzten. Aber es war nicht nötig. Es genügte ihr, zu wissen, dass er dort saß unter dem alten Kapokbaum, dort, wo sie sich zum ersten Mal begegnet waren. Er war selbst wie ein Baum für sie, ein alter Baum, der ganz allein und dennoch fest verwurzelt stand, um den sie ihre Arme gelegt hatte, mit dem sie nun gemeinsam Wurzeln schlug, so dass es stiller wurde in ihr, stiller und schöner, am Leben zu sein.

Vincente und Anna waren mehr als überrascht, als David vor wenigen Monaten anrief und ankündigte, nach Antigua zu kommen – um zu heiraten! Nicht nur hatten sie nicht einmal gewusst, dass David lüert war. Sie hatten überhaupt kaum Kontakt. Seit über neun Jahren ist David nicht in Guatemala gewesen, nicht einmal zur Beerdigung seines Großvaters. Die ersten Jahre waren schlimm für Anna. Es ist schwer genug, das Kind aus dem

Nest fliegen zu sehen, mit dem leeren Kinderzimmer im Haus zu leben. Doch David flog nicht nur aus dem Nest. David brach alle Bande. Briefe beantwortete er nicht, und wenn man anrief, sprach man mit dem Anrufbeantworter. Er rief nie zurück. Annas Herz hoffte und hoffte, Tage und Monate und Jahre – bis es einsah, dass es nichts zu hoffen gab, bis es brach und Abschied nahm.

Es ist die Höchststrafe für jede Mutter, der Abschied vom eigenen Kind, derweil es noch lebt. Und Anna war Kafkas Verurteilter: Sie hatte keinen Schimmer, wofür sie verurteilt wurde. So begann eine lange innere Reise für Anna, eine Reise durch Davids Kindheit, auf der Suche nach der Schuld, für die er sie nun sühnen ließ.

Und sie fand sie natürlich, die Schuld. Sie fand Fehler in der Erziehung, überstrenge Hausregeln, Strafen, die ihr im Nachhinein zu hart erschienen. Sie fand, dass sie zu viel gearbeitet und den Jungen vernachlässigt hatte. Sie fand ein Mofa, das sie ihm aus überzogener Sorge verweigert hatte zum sechzehnten Geburtstag, und insgesamt dreizehn Zigaretten, die sie geraucht hatte während der Schwangerschaft.

Annas Selbstbezeichnung war natürlich eine Farce, nicht nur, weil es gerade Mal sechs Zigaretten gewesen waren, die Anna nur zu einem Drittel und nicht einmal auf Lunge geraucht hatte, sondern auch, weil Anna alles getan hatte für das kleine,

ihrer Obhut anvertraute Leben. Sie hatte den Jungen mit Liebe erzogen, sie war ihm eine gute Mutter gewesen, und sie war es noch – und eben darum nahm sie nun die Schuld auf sich: Sie wollte glauben, dass sie ihre Sühne war, die Qual, die David ihr bereitete, dass sie gerecht war, die Höchststrafe, die er ihr zukommen ließ – nur so konnte sie ihn freisprechen. Nur so konnte sie als liebende Mutter, die sie war, Abschied nehmen. Vincente verweigerte dieses Liebesopfer. „Der Junge hat dich als Mutter nicht verdient!“, pflegte er zu sagen, wenn sie ihre Schuld-Leier abspulte. „Blutsverwandschaft und der ganze Mist wird viel zu hoch bewertet. Taube fliegt mit Taube. Habicht fliegt mit Habicht. Ist es nicht so?“

Ihm fiel das Loslassen nicht schwer. Und es war auch keine sonderliche Vorfriede für ihn, den Jungen wiederzusehen. David hat seiner Mutter das Herz gebrochen und jahrelange Depressionen beschert. Als Sohn hat er versagt. Was für Vincente kein Schuldspruch ist. Er selbst war damals auch auf Nimmerwiedersehen verschwunden von Zuhause. „Wenn ein Taubenei im Habichtnest landet, dann zieht die Habichtmutter es eben mit auf. Und irgendwann heißt es dann Abschiedszeit. Weil ein Habicht nicht von Brotkrümeln lebt. Und eine Taube nicht ihre Kreise zieht hoch über den Vulkanen. Ist es nicht so?“

Vincente liebt Vanessa mehr als seine eigenen

Kinder. Sie ist ihm näher, vom Wesen, vom Herzen her. Da mag sie noch so sehr von fremden Samen abstammen. Dass sie vor einem Jahr nach Kalifornien ging, um Anthropologie zu studieren, war für Vincente härter als Davids Abreise nach England damals. Das Jahr ohne Vanessa war länger als die zehn Jahre ohne David.

„Hallo, mein Engel!“

„Hallo, Papa!“

Manchmal möchte Vanessa vergehen in Dankbarkeit. So auch jetzt, da sie ihren Koffer abstellt und Vincente in die Arme fällt.

„Hallo, mein Liebes!“

„Hallo, Mama!“

Da Anna sie an sich drückt, beginnt Vanessa leise zu weinen. Es ist nicht nur die Angst, die sie hatte, die sich nun löst, die Angst, dass Vincente sterben könnte, ohne dass sie Abschied hätte nehmen können, oder die Sehnsucht, die von ihr fällt, die Sehnsucht, die sie durchlitt in San Francisco, obwohl sie jeden Abend telefonierte, die übertriebene Sehnsucht, die grenzenlose Bedürftigkeit einer Zwanzigjährigen, die von ihren leiblichen Eltern verkauft worden war. Es ist auch sehr die Dankbarkeit, die unendliche Dankbarkeit des kleinen Mädchens aus Nicaragua, das nichts kannte als ein Leben über Schuhe gebeugt, ein Leben mit schwarz verfärbten Händen, die sie nicht mehr sauber bekam, da konnte sie noch so viel Seife

benutzen.

Vanessa trägt es noch immer in sich, das kleine Mädchen, das jämmerliche Leben jener schweren Jahre. Es ist ihr Stigma geblieben, ihr Armutszeugnis vor aller Welt. Damals war es eine Einladung gewesen, die manch einer gerne annahm, wohlwissend, dass niemand aufstehen würde, um sie zu verteidigen, am wenigsten sie selbst.

Am schlimmsten waren die andern Schuhputzkinder. Spätestens beim Kundenfang zerbrach die Scheinharmonie innerhalb der Gruppe an der Wirklichkeit, der rauen, dem Hass etwa auf sie, wenn sie einen ganzen Dollar bekommen hatte von einem reichen Touristen. Und Vanessa passierte das oft. Nicht nur sah sie niedlich aus in ihrem pinken Jogginganzug und der lila Baseballkappe, unter der das Weiß um zwei große schwarze Augen hervorleuchtete, mit ihrer kleinen Stupsnase und den Pausbacken, die übersät waren mit schwarzen Punkten, die ihre Finger hinterließen, wenn sie sich übers Gesicht strich. Sie hatte auch eine angenehme, unaufdringliche Art, sie ging freundlich, ja fast schüchtern auf einen potentiellen Kunden zu, um ihre Dienste anzubieten, und auf ein Nein hin gleich weiter, einen schönen Tag wünschend, mit einem breiten Lächeln dazu, ganz gleich, wie nett oder schroff das Nein auch gewesen sein mag.

Kurzum: Sie hatte mehr Kunden, als die Jungs, die ihren Charme nicht hatten, die auf Mitleid

setzen und betteln und kämpfen mussten um jeden Cent. Dass sie entsprechend mehr Geld bekam, das ertrug man nicht, da wurde geneidet, da wurde gehasst, da galt das Recht des Stärkeren, und häufig musste Vanessa ihren ganzen Tageslohn abgeben, wollte sie nicht verprügelt werden. Trotzdem wurden sie häufig gequält, sie und die anderen Mädchen und die kleineren Jungs. Bis sie nur noch saßen in Tränen ohnmächtiger Wut, grundlos gequält oder besser: gequält in der kindlichen Hoffnung des Peinigers, er würde sie loswerden, die Qualen, die er selbst erfuhr, indem er sie andern bereitet.

Es war eine dämonische Welt, in der sie aufwuchs, es war die Höllenwelt junger hungernder Raubtiere, es war das wahnsinnige Inferno gequälter Seelen, die keine Liebe kannten.

Warum wurde ausgerechnet sie freigekauft aus den Fängen der Schuhputzmafia, wie viele Kinder haben denn dieses Glück, jedes hundertste, jedes tausendste? Und warum ausgerechnet von Anna Camilla, der reichsten Frau Antiguas? Neun war sie damals und konnte weder lesen noch schreiben, und plötzlich hatte sie ihr eigenes Kinderzimmer und ging schon bald auf die beste Privatschule des Landes. Plötzlich hatte sie einen Vater, der sie fragte, ob sie glücklich sei, und eine Mutter, die zwei warme Mahlzeiten am Tag bereitete. Plötzlich trug sie karierte Röcke und Netzstrümpfe und eine

Strickjacke weich wie ein Teddybär. So dankbar ist Vanessa, so unfassbar ist ihr Glück, manchmal glaubt sie, sie sei auserwählt. Bloß weiß sie nicht, warum. Geschweige denn, wofür.

Die Schule fiel ihr zu ihrer eigenen Verwunderung nicht allzu schwer. Sie hatte den Willen, sie hatte die Zähigkeit und Disziplin, und sie hatte eine erstaunlich schnelle Auffassungsgabe. Vor allem aber entwickelte sie eine leidenschaftliche Liebe zu Büchern. Sie kam mittags nach Hause, ging in die Bibliothek, pickte ein Buch heraus, legte sich auf Davids Bett und blieb dort liegen, bis sie es zu Ende gelesen hatte.

Wenn sie mit zwölf nach ihren drei Lieblingsbüchern gefragt worden wäre, hätte sie geantwortet: Harry Potter und der Stein der Weisen; Harry Potter und die Kammer des Schreckens; Harry Potter und der Gefangene von Eskaban (Harry Potter war David!).

Mit vierzehn hätte sie gesagt: Allendes Geisterhaus, Hesses Demian und Salingers Fänger im Roggen.

Mit sechzehn hätte sie gesagt: Dostojewskis Schuld und Sühne (Vanessa war eine leidenschaftliche Verteidigerin Fjodors, zumal sie die Wucherin, die er tötet, an die Frau erinnerte, bei der sie mit neun anderen Schuhputzkindern gewohnt hatte, und Sonja liebte sie sehr), Anna Karenina (Anna war sie selbst!) und Nietzsches Zarathustra

(Sie war genauso allein. Sie gehörte auch nirgends dazu und wollte es auch nicht.

Selbst in der Schule blieb sie für sich. Nicht eine einzige Freundin hatte sie – nicht einmal in Maria, ihrer Schwester. Und sie blieb Einzelgängerin, genau wie Zarathustra, nicht vom Wesen her, sondern aus Erfahrung. Denn wie Zarathustra wusste sie, wozu der Mensch fähig war. Das Menschsein, es war ein Krieg und jedes Wir-Gefühl kostümierter Selbsterhaltungstrieb, das wusste sie.

Doch glaubte sie fest, dass es ganz anders sein könnte. Sie glaubte fest an Nietzsches Übermenschen. Bald begann sie, englischsprachige Bücher zu lesen, die sie aus der Stadtbibliothek auslieh. Mit siebzehn las sie Ken Wilber und Abraham Lincoln (Sie glaubte mit Wilber an eine Hierarchie des Bewusstseins, und eben deswegen glaubte sie nicht an das demokratische Prinzip. Das Beängstigende an der Demokratie, fand sie, war die Niedrigkeit der Beweggründe der Masse der Stimmberechtigten, und sie glaubte, dass es die Unbewusstheit dieser Niedrigkeit war, die sie so gefährlich machte).

Sie las Heidegger und Hegel und Bücher über den tibetischen Buddhismus (Dort gab es keine Wahlen. Es gab Auserwählte. Das gefiel ihr. Sie aufzuspüren war nicht Sache der blinden Masse, sondern Aufgabe einiger weniger hellstichtiger Weisen. Zarathustra zum Beispiel war so einer.

Oder Vincente. Einem wie ihm würde sie die Auswahl des nächsten Präsidenten Guatemalas überlassen.).

Während sie Anais Nin las, masturbierte sie, Shakespeare liebte sie sehr. Nach Romeo und Julia wollte sie sterben. Roth, Bukowski und Miller machten sie krank und geil, Tony Morrison traurig.

Mit achtzehn machte sie ihren Abschluss. Mit Auszeichnung. In Davids Bett liegend reiste sie durch hunderte Leben, durch tausende Welten. Und sie hatte Vincente. Mit ihm saß sie abends stundenlang im Garten. Einmal hatte sie Liebeskummer. „Vergiss Den Jungen!“, bemerkte Vincente eines Tages. Und als sie ihn daraufhin erschrocken ansah, rot bis über beide Ohren: „Er will dich nicht.“

Sie wusste nicht, woher Vincente wusste. Aber sie wusste, dass, was er sagte, stimmte, weil sie spürte, wie etwas in ihr zusammensank.

„Und selbst wenn er dich wollte – na und? Die scheiß Liebe bringt dir nur Kummer. Steht das nicht in deinen ganzen schlaunen Büchern?“

„Aber du bist doch glücklich mit Mama!“

„Weil ich glücklich bin ohne deine Mutter. Weil ich das Prinzip Frau längst begraben hatte, als ich ihr begegnete. Ich bleibe allein, auch wenn ich bei ihr bin. Du hast deinen Prinzen bei dir, selbst wenn du allein bist. Deshalb bin ich glücklich und du unglücklich. Begrab den ganzen Liebesmist! Was

schlägst du dich mit so was rum? Hör jetzt damit auf. Solange du noch jung bist. Sonst verschwendest du dein ganzes Leben für nichts.“

Es war wahr, was Vincente sagte, das spürte sie, weil das, was zusammensank in ihr, sie mit sich in die Tiefe zog. Es war wahr, und es war hart, und es waren die Worte, die ihr Herz gebraucht hatte. Und sie ging in ihr Zimmer und weinte. Sie begrub Pablo. Und nicht nur Pablo. Sie begrub das Prinzip Pablo. Was nicht überrascht, auch wenn sie erst achtzehn war: Sie hatte genug durchlebt. Nicht nur im Leben. Auch im Lesen. Sie hatte genug gehofft und geliebt und gelitten. Ihr Herz war es leid. Sie war es leid. Leid genug, um das Spiel, um die Täuschung endlich zu durchschauen: um die Enttäuschung endlich zu bejahren.

Sie begrub alle Pablos. Sie grub das Massengrab der Hoffnung, sie beerdigte den Leichnam des Kummers. Und ihre Tränen wuschen ihr Herz rein, sie spülten sie fort, die Träume des ewigen Kindes. Sie wurde im besten Sinne erwachsen. Und so schenkte sie mit achtzehn schon der Welt ganz unverfälscht die Gabe einer reifen Frau: Sie war die beste Partnerin. Auch wenn sie noch nicht glücklich war, allein zu sein. Die Prinzen waren tot in ihr. Sie war nun frei, zu lieben.

„Hör endlich auf zu lesen!“, sagte Vincente eines Tages, als er sah, dass Vanessa das Prinzip Pablo begraben hatte. „Fang selber zu fliegen an! Es ist

leicht, solange du jung bist. Komm, ich bring es dir bei!“

Und Vincente brachte ihr das Fliegen bei: Entspannt liegen. Die Augen schließen. In die Tiefe atmen. Aus dem Denken treten – und schließlich aus dem Körper, aus der Zeit. Schon nach wenigen Wochen Übung schwebte Vanessa zum ersten Mal über ihrem Körper. Als sie Vincente am Abend davon erzählte, meinte er nur: „Fliegen sollst du, nicht dich selbst anschauen!“

„Wohin denn?“

„Wohin du willst!“

„Aber wie denn?“

„Wenn du über dir zu schweben beginnst, wendest du dich ab von dir selbst. Dann siehst du in der Ferne ein Licht. Auf das fliegst du zu und hinein.“

Und Vanessa tat es. Sie begann zu fliegen. Sie flog nach Nicaragua, sie saß in der Blechhütte ihrer Eltern und sah der Mutter zu, wie sie Tee kochte. Sie flog nach Kolumbien, sie fand ihre leiblichen Brüder, beide drogenabhängig, beide Stammgäste in den Gefängniszellen Cartagenas. Sie flog nach England, um David zu suchen, bloß um zu sehen, wie es ihm geht. Ergebnislos. Sie fand ihn nicht. Stattdessen landete sie jedes Mal auf einem schmalen Pfad hinunter in ein Tal, einem Pfad gesäumt von Leichen, nur hier und da saßen Lebende unter den Toten am Wegesrand, Halbtote vielmehr mit

ausgezerzten Körpern und ausdruckslosen Gesichtern, stumm um kleine Lagerfeuer versammelt.

Häufig saß sie einfach nur im Licht. Was heißt sie saß, sie war ja körperlos, es war ihr bloß, als sitze sie, es war das geistige Äquivalent zum Sitzen, ein Ruhen, ein friedliches Ruhen im Licht. Ein Ausruhen von der Mühsal des Menschseins.

Manchmal, wenn sie zurückkam und die Augen öffnete, sah sie die Wände ihres Zimmers leuchten als jenes weißlich strahlende Licht, aus dem sie zurückgekehrt war. Bis sie irgendwann feststellte, dass es nicht die Wände waren, die leuchteten, sondern sie selbst. Ihr Licht war es, das sie in ihrem Zimmer leuchten sah.

So hat sie das Jahr in San Francisco überlebt, die Einsamkeit dort. Wo andere sich in den Schlaf, in den Rausch, in ein Wir flüchten – oder in die Welt der Bücher, wie sie es früher getan hatte – da muss Vanessa bloß noch ihre Augen schließen, um ihren Körper für eine Weile hinter sich zu lassen. Für Vanessa ist das Menschsein der Schlaf, der Traum geworden, aus dem sie sich weckt, wann immer sie in ihm zu versinken droht.

Als Kind hatte sie häufig denselben Alptraum gehabt: Sie hängt am Rande einer Klippe, sucht händeringend nach Halt und findet ihn nicht. Sie fällt in den Abgrund. Sie erwartet nur noch den Aufprall ihres Körpers unten in der Schlucht, und

den Schmerz bis in den Tod.

Doch fiel und fiel sie bloß, und bevor sie aufprallte, erwachte sie, schweißgebadet, dankbar, noch am Leben zu sein. Jedes Mal. Was war es, das sie aufweckte? War es ihr Schutzengel, der sie im Traum noch bewahrte vor dem sicheren Tod? Das fragte sie sich damals oft. Heute weiß sie es. Es war der Teil in ihr, der wach blieb, während sie schlief. Es war der Teil von ihr, der nicht im Körper wohnt, der zusieht, wie sie lebt, wie sie träumt, wie sie schläft: Es war ihr Geist in der anderen Dimension.

Ernst steht da, Hände in den Hosentaschen, sein Blick sucht den Saal ab, wo im Hintergrund das Buffet aufgebaut wird, und bleibt schließlich am Fenster zum See hinaus kleben, als müsste sie jeden Moment dort erscheinen, seine Karin, die nicht da gewesen ist, als Ernst am Morgen aufwachte, zum ersten Mal seit über dreißig Jahren. Von einem der Tische ruft Vincente ihn zu sich. „Guten Morgen, Ernst.“

„Guten Morgen. Haben Sie meine Frau gesehen?“

„Nein. Vielleicht ist sie in der Kapelle drüben. Setz dich doch erst mal. Trinken wir einen Kaffee.“

„Gern.“

„Bist du reich?“, fragt Vincente.

„Nein.“

„Gut. Morgen heiraten unsere Kinder. In einem

Schloss mit Golfplatz! Ich schäme mich.“

„Wieso?“, will Ernst wissen.

„Weißt du, wie arm die Menschen in Guatemala sind?“

„Man heiratet doch nur einmal“, sucht Ernst zu beschwichtigen.

„Als ich in dem Alter war, hatte ich ein scheiß Leben hinter mir. Hunger Armut, Bürgerkrieg, enttäuschte Liebe, den ganzen Mist. Aber man konnte zumindest wieder auf die Straße gehen, man hatte genug zu essen, die Leute konnten wieder saufen und ficken und ihre kleinen Monster großziehen und einander das Geld aus der Tasche ziehen. Ich lebte allein. Und ich war fertig mit der Welt. Aber so was von fertig! Mir war so kalt, dass ich dreimal am Tag heiß duschte. Obzwar nie so lange, wie ich es eigentlich vorhatte, da meine Birne, kaum war ich einigermaßen aufgewärmt, schon beim Abtrocknen war und ich schnell zurück ins Bett wollte.

Dabei war die heiße Dusche das Beste am Tag. Weswegen meine Birne im Bett auch gleich wieder Unruhe stiftete, sogar noch größere. Dass mein Frieren nichts mit der Temperatur zu tun hatte, war mir selber klar, klarer als irgendwem sonst. Ich wusste schon, dass es mit den Menschen zu tun hatte. Und mit mir. Und vielleicht sogar mit Gott. Ich war kein Theist. Aber ich konnte es einfach nicht verzeihen, mein Leben. Wobei ich

abwechselnd einen von uns Dreien dafür verantwortlich machte, meine Mitmenschen, Gott oder mich. Irgendjemand musste schließlich verantwortlich sein, irgendeine letzte Ursache musste es geben.

Ich ging eigentlich nicht davon aus, dass ich Wichtiges war. Dann durfte es logisch gesehen aber auch kein anderer Mensch sein. So kam ich halt auf Gott. Wie ich sie auch nannte, viel Gutes konnte ich nicht sagen über die letzte Ursache, Beifall gab's von meiner Seite nicht. Über die Menschen konnte ich auch nicht viel Gutes sagen. Klar, alle taten wir unser Bestes, aber was dabei rauskam, naja, mir war kalt. Geliebt fühlte ich mich nicht.

Selber konnte ich auch nicht lieben. Im Gegenteil, ich hatte schon oft gedacht: Gut, dass ich keine Atombombe habe. Denn ich hätt sie ganz sicher schon ausgelöscht, die Welt, und Gott gleich mit. Nicht nur aus blinder Wut. Auch aus Mitgefühl. Denn ich wusste ja, ich war nicht der einzige Mensch, der fror. Der eine mehr, der andere weniger, einer früher, einer später, aber frieren tun wir doch alle, dachte ich mir, und wenn wir noch so heiß duschen.

Ich glaubte nicht an den Tod, sonst wär ich schon weg gewesen. Sonst hätt' ich mich selbst schon drangemacht gehabt, die Atombombe zu bauen. Was natürlich gegen die Wichtigkeitstheorie sprach, nicht an den Tod zu glauben, meine ich. Somit kam

ich doch wieder als letzte Ursache in Frage.

Was eine Vorstellung war, die war so schlimm, die war der schlimmste Alptraum. Hatte aber auch ihr Gutes, wie das immer so ist. Denn so bestand Hoffnung. Es hätte nämlich bedeutet, dass Gott nicht die letzte Ursache wäre und damit möglicherweise etwas ganz anderes. Dass ich bloß mich selber auslöschen müsste. Einfach widerrufen, was ich da in die Welt gesetzt hatte, um zu etwas anderem zu gelangen.

Bloß wie, wenn ich nicht an den Tod glaubte? Es war zum Lachen, so sehr zum Heulen war es. Das Leben würde nie wert sein, gelebt zu werden, soviel war klar. Es war, wie dieser deutsche Philosoph Schopenhauer einmal gesagt hat: Eine Ewigkeit an Freude kann den Schmerz eines einzigen Augenblicks nicht aufwiegen. Für andere Menschen mochte es anders sein, aber ich wusste, ich würde immer wieder hier landen, allein auf dem Bett, frierend an mir selbst. Aus mir selbst heraus aber würde ich mich niemals auslöschen können.

Es gab also nur eine Möglichkeit: Ich würde mich weggeben müssen. Ich würde mich ganz und gar verschenken müssen. Das war der einzige Weg: Mich zu verschenken, und zwar in Form dessen, was ich selbst ersehnte. In Form dessen, was mir fehlte. So, nur so, indem ich zu dem würde, was ich nicht war, könnte ich mich selbst und alles, was ich je gewesen, gänzlich ausradieren. Ich wusste nun,

was zu tun war. Ich würde einer jeden Kreatur ihr Leben verzeihen. Ich würde einen jeden Albtraum vergeben. Das war der einzige Weg für mich.

Stunde um Stunde, Tag um Tag, Monat um Monat saß ich fortan auf der Parkbank des Plaza Grande und löschte mich selber aus, indem ich tat, was ich am wenigsten konnte, indem ich verzieh: jedem Menschen, jeder Blume, jedem Stein, den ich erblickte. Und es war seltsam, ich kann's dir sagen: Praktisch jeden Tag, den ich dort saß auf der Bank zwischen den Bäumen, kamen Kinder zu mir hergelaufen, meist die allerkleinsten, und blickten mich mit großen Augen an, stellten sich vor mich und starrten mich an, als sei ich von einem anderen Stern. Sie spürten, so schien es, oder sahen etwas an mir, das anders war, das sie faszinierte, das sie magisch anzog. Kinder und Tiere. Irgendein Tier gesellte sich immer zu mir, wenn ich dort saß, mal war es ein Hund, der unter meine Bank kroch, mal ein Eichhörnchen, das mir in den Schoß sprang, oder ein Vogel, der gleich über mir auf dem Ast saß und mich neugierig betrachtete.

Vielleicht, so dachte ich damals richtig, verändert sich die Ausstrahlung eines Menschen, der nicht mehr hin zu seinem Traume strebt, sondern fort von ihm, vielleicht verändert sich die Farbe seines Wesens, die Form, die Dichte dessen, was Kinder und Tiere noch wahrnehmen neben der physischen Gestalt. Und vielleicht, so folgerte ich, zog es sie

deshalb an, weil es sie erinnerte an etwas, das ihr Traum sie eigentlich vergessen machen sollte, etwas, das nun plötzlich wieder auftauchte und für einen Augenblick nun seinerseits den Traum vergessen machte. Allein Kinder und Tiere waren noch fähig, es wahrzunehmen, mir Antwort zu geben, als Echo der Welt mich verstehen zu lassen: Dies ist der Weg.

Ein anderes Echo gab es nämlich nicht. Ein geselliger Mensch war ich nie gewesen, aber ein gewisses Maß an sozialem Leben hatte es doch immer gegeben, einige Gespräche am Tag mit Bekannten, die ich auf der Straße traf oder im Park, ab und an eine Einladung zum Abendessen bei Freunden. Dieses gewisse Maß verwandelte sich nun in ein Nichtecho. Und zwar unisono, wie auf ein geheimes Zeichen hin, seit jenem Tag, als ich mich vom Bett erhoben hatte, um mich auszulöschen. Ohne, dass ich irgendjemandem erzählt hätte von meinem neu erklungenen Ruf an die Welt. Es war wie mit den Kindern, bloß umgekehrt. Kein Tourist setzte sich mehr zu mir auf die Parkbank, kein Bekannter lud mich mehr ein, manch ein Freund grüßte mich nicht einmal mehr, wenn ich ihm auf der Straße begegnete.

Es war, als existierte ich nicht mehr. Dies aber musste bedeuten, dass alle Menschen es spürten, nicht nur die Kinder, dass alles auf unsichtbare Weise verbunden war. Und es musste bedeuten, dass dieses Nichtecho das Echo der Welt außerhalb der

Kinderaugen war. Und nichts ist dem Menschen größere Strafe als dies, das Für-Tot-Erklärt-Werden, derweil er noch lebt. Keine Strafe ist subtiler, keine brutaler als diese.

Und wofür wurde ich bestraft? Dafür, dass ich der Welt vergab. Warum? Weil ich plötzlich außerhalb von ihr stand, jenseits ihres Soges. Weil ich, indem ich meines auslöschte, ein jedes Selbst bedrohte, unwillkürlich, aus der neuen Kraft heraus, in der ich stand. Weil ich mich dem Alten entzog, indem ich gab, was ich selbst ersehnte. Ich war allein wie noch nie. Es war schrecklich. Doch es gab kein Zurück. Zu überwältigend war das Wunder jenes anderen, zu beglückend der Blick in jene großen Kinderaugen. Es war ein Schwingen in Sphären, die ich nicht mehr missen mochte: ein Schwingen in Sphären der ewigen Liebe.

Es war also ein Irrtum gewesen, als ich geglaubt hatte, dass ich nicht verzeihen konnte. Ein Irrtum, der mein ganzes Leben verdunkelt hatte, der mich viel zu lange hatte frieren lassen an mir selbst. Ich hatte es sehr wohl gekonnt, ich hatte es bloß nicht gewollt. Ich hatte nicht lieben wollen. Ich hatte mich selbst behalten wollen, auch wenn ich daran litt. Auch wenn ich fror an mir selbst. Doch ich verzieh es mir. Durch jeden Menschen, jeder Blume, jeden Stein hindurch. Auf der Parkbank des Plaza Grande Antiguas, unter dem alten Kapokbaum zwischen den Mahagonisträuchern verzieh ich mir und lernte

dadurch, mich zu lieben.

Deshalb sitz ich hier ja den ganzen Tag bei den Kindern mit 'nem Hund im Arm. Deshalb stehe ich unter ihren Eltern herum wie bestellt und nicht abgeholt. Im Zirkus der Erwachsenen ist kein Platz mehr für mich. Dort will man mich nicht mehr. Nur denk nicht, dass das auf ein Unvermögen meinerseits zurückzuführen ist. Das Nichtecho ist das Echo der Welt. Meinen Platz dort habe ich verloren. Mein Platz ist hier...“, und Vincente deutet auf die Wiese, die alten Bäume, den Himmel über dem See, der gelblich schimmert im Licht der aufgehenden Sonne, „im Paradies.“

Ernst lächelt betreten, groß zugehört hat er sowieso nicht, weil er endlich wissen will, wo verdammt nochmal seine Karin steckt.

„Bist du gläubig?“, will Vincente wissen und schenkt Ernst Kaffee nach.

„Ja, wir sind katholisch. Wir gehen jeden Sonntag in die Kirche.“

„Das Zeitalter des Steines ist vorbei. Wer jetzt noch von der Bibel faselt und zur Kirche geht oder in die Moschee, der baut auf die Vergangenheit.“

„Wieso?“

„Weil wir im atomischen Zeitalter angelangt sind. Wobei die Wissenschaft des Diesseits ihr Zenit erreicht hat. Was gibt's da bitteschön noch zu untersuchen? Wir wissen doch schon alles über

diesen Planeten. Wie willst du da an ein Ende gelangen, wo die Erde doch rund ist? Es reicht! Jetzt geht's ans Eingemachte: Jetzt geht's daran, die Prozesse der spirituellen Welt offenzulegen. Den höheren Plan. Den Plan, der uns lehrt, uns zu verabschieden aus der Welt der Materie, aus Samsara. Aber lebend.“

„Hm“, meint Ernst und schlürft seinen Kaffee, derweil sein Blick nach wie vor am Fenster klebt.

„Im Grunde haben wir's doch kapiert: Wir schauen uns die Welt an, unser Leben, und denken uns: Soll das etwa alles sein? Wir schauen in den Spiegel, und wir sehen viele Gesichter, und wir erschrecken nicht mehr davor. Für keines sind wir mehr bereit, zu kämpfen. Und gegen keines. Nichts macht uns mehr Angst. Ihr wollt mich töten – gern! Der Mist hier ist es nicht wert, gelebt zu sein – das Dasein eines Tieres zu fristen, dauernd ans Fressen und Ficken zu denken und letztlich daran zu krepieren! Ich sterbe gelassen, sollte man mich töten. Und ich will auch nix wissen von nächsten Existenzen, von der nächsten Scheiße.“

„Wer will Sie denn töten?“, will Ernst wissen.

„Och, niemand Spezielles. Abgesehen von meinem Sohn vielleicht. Spaß beiseite: so ziemlich jeder hier. Sie müssen wissen, wir sind hier in Guatemala. Die Menschen in Guatemala sind gerade mal auf dem Weg vom magischen ins mythische Denken. Da ist noch nix mit Vernunft.“

Einer der größten Schätze des Landes, der Atitlan-See, liegt im Sterben. Es ist nicht leicht, ihn zu töten, denn dieser See ist riesig und verdammt tief. Er steht jetzt schon auf der Kippe laut aktuellen Messungen. Und die Abwässer fließen munter weiter hinein, bloß dort, wo es niemand sieht. Die Weiber waschen immer noch ihre Wäsche am Ufer, mit modernstem Waschmittel, das jeden Fisch vergiftet. Die Einheimischen haben nämlich entschieden: Die Bäume sind schuld! Die zerstören den See! Kein Witz: Derzeit werden alle Bäume abgehackt rund um den See. Warum? Irgendjemand hat irgendeinen Mythos in die Welt gesetzt, der gern geglaubt wird.

Da kannst du nicht mit rationalen Argumenten kommen. Hier herrscht der Bewusstseinsstand, den Europa vor 1500 Jahren hatte. Hier geht's jetzt mit der Religion los, die Mayas sind Christen geworden. Und die Religion schafft äußere Feinde. Jetzt kommt die Zeit der Glaubenskriege.

In den Dörfern rund um den See laufen gläubige Christen nachts Patrouille und schließen noch vor Mitternacht die Bars und schicken feiernde Touristen auf ihre Zimmer. Die sind jetzt auf dem Missionarstrip. Mit 'ner Knarre in der Tasche. In Solola, dem größten Dorf am See, sind neulich zwei Diebe aus der Hauptstadt auf frischer Tat ertappt worden. Die hatten Hunger und haben was zu Fressen geklaut. Die wurden gelyncht vom

aufgebrachten Mob, am hellichten Tage. Von Männern und Frauen und Kindern. Zu Tode geprügelt, alle beide. Polizei? Hat da nichts zu melden. Die guten Christen sind hier die Polizei. Die töten die Diebe im Namen Gottes.

Klar, mit den Ausländern sind sie vorsichtiger, weil sie Angst haben, dass die Dollars ausbleiben, wenn sich was rumspricht, von wegen ‚Öffentliche Steinigung eines Touristen auf dem Markt von San Marcos‘. Aber wenn sie könnten, würden sie alle Ausländer zur Strecke bringen. Bis auf die Missionare natürlich. Der Rest: Ungläubige, schamlose Sünder, drogenabhängige Gringos.

Dabei sind die meisten Touristen, die herkommen, ihnen mindestens jene 1500 Jahre voraus in der Evolution. Die haben die Mythen und Glaubenskriege längst hinter sich gelassen. Die sind nicht mehr ethnozentrisch in ihrer Ethik, die haben längst kapiert, dass wir alle in einem Boot sitzen. Die kommen aus dem Westen, die sind schon als Kinder auf Rationalität getrimmt worden, die sind längst durch die Schule der Aufklärung gegangen. Die werden dann Pluralisten, wenn sie erwachsen sind, die können überall mit am Tisch sitzen und keiner merkt's, keinen stört's, weil sie zu allem nicken und von früh bis spät Toleranz predigen.

Dabei sind sie ja selbst intolerant, weil der Verstand eben von Natur aus intolerant ist. Gegen alle Intoleranz sind sie intolerant. Und gegen alles

Irrationale – und alles Transrationale. Es darf ja plötzlich keine Hierarchie des Geistes mehr geben, keine höhere Wahrheit, nichts. Im Grunde werden dadurch alle Mythen zu Märchen erklärt und alle Tiefe wird abgeschafft.

Wer das nicht aushält, der geht zurück zum Glauben, fängt zu saufen an oder wird Holist. Holisten sind die postmodernen Mayas, die sind auf der Suche nach ihrem höheren Selbst. Aber jenseits der Aufklärung. Die haben ihr Heim im westlichen Kollektiv verloren, weil man sein Heim eben verliert, wenn man darüber hinausgeht. Die denken schon ganzheitlicher, die meditieren morgens vor der Arbeit und hören vegetarische Musik.

Wenn's dich aber noch höher trägt, dann gehst du erst gar nicht mehr hin zur Arbeit. Dann stehst du zuhause vorm Spiegel und fragst dich: Das soll ich sein? Dann stehst du auf der Straße wie ein Außerirdischer und denkst dir: Absurder geht's nicht mehr! Bin ich verrückt oder ist es die Welt?

Manche geben klein bei und lassen sich einweisen und finden Gleichgesinnte in der Klapse. Andere landen in Indien oder Guatemala. Nur leider sind sie damit nicht wie erhofft vorwärts gereist in der Zeit, sondern zurück. Er ist bloß anders, der Wahnsinn, irrationaler, animalischer. Es ist nicht die Verrücktheit des denkenden Menschen, es ist die Verrücktheit des tierischen Menschen, der noch nicht denkt, sondern noch glaubt.

Die Rationalisten machen schnell wieder die Biege, die fahren kopfschüttelnd zurück nach Hause, aus dem Mittelalter zurück in die Moderne, in den eigenen Wahnsinn. Für die Pluralisten hingegen haut es hin, die sind so begeistert von ihrer postmodernen Lebensweisheit, dass alles gleich ist, die sind so tolerant, für die ist Hopfen Malz, die setzen sich auch mit einem Orang-Utan auf die Straße, um zusammen Gitarre zu spielen. Die lächeln zu allem und kiffen sich einen, die fahren in der tiefsten Hölle ihren Himmelstrip. Die Holisten kommen auch klar. Die geben Yoga-Kurse im Freien und singen zusammen ihre vegetarischen Lieder, wie andere am Hörncheneis schlecken. Die halten so lange Händchen, bis alles gut ist.

Bleiben die, die es darüber hinausgetragen hat, die schon in der Zukunft leben. Die keinen Glauben und kein Hörncheneis und kein Händchen halten. Die fahren hier den Trip, den Jesus vor zweitausend Jahren gefahren haben muss. Die wissen, dass sie gekreuzigt werden, wenn sie das Maul aufmachen. Die wissen, der Denker, der Gitarrenspieler, der Yogac clown, sie sind die Jünger, die sie verraten werden an die guten Christen. Logischerweise wollen die auch nichts lieber als schnell wieder die Biege machen, genau wie die Rationalisten. Bloß sitzen sie rätselnd vor der Weltkarte und fragen sich: Wohin? Die können reisen, wohin sie wollen, für die ist die ganze Welt

eine Irrenanstalt.

Für Guatemala sind das alles gute Nachrichten. Mit jedem Ausländer, der herkommt, reduziert sich die Zeit, die die Evolution des Bewusstseins hier benötigen wird. Das ist der eigentliche Segen der Globalisierung: Der junge Taliban lernt plötzlich einen herzensguten Amerikaner kennen, der seinen Kindern eine Schule baut. Der gute Mayachrist geht abends um elf auf Patrouille, um die Kirchen der Ungläubigen zu schließen, derweil sein Sohn im Hotel nebenan die nächste Nase zieht mit seiner französischen Flamme.

Die muss gar keine Vorträge über Camus halten, die muss nur lange genug mit ihm zusammenbleiben, und der Junge macht 'nen evolutionären Quantensprung. Der liegt mit ihr im Bett und geht ganz nebenbei durch die französische Aufklärung. Der wird der reinste Alptraum für seinen Vater: der erste Atheist der Familie, der erste Sanchez dos Santos aus San Pedro La Laguna mit Rousseau im Blut.“

„Ich bin Rationalist“, findet Ernst, „in den meisten Bereichen, Ehe, Freundschaften, Beruf, Geld, Ethik.“

„Gut, nur in Sachen Religion scheinst du ein wenig hinterher zu hinken. Wenn du deiner Kirche ihren Gott im Himmel abkaufst, scheint dein Verstand etwas auszusetzen.“

„Stör ich?“, taucht plötzlich Karin am Tisch auf,

freudestrahlend.

„Na endlich! Wo warst du nur, Karin?“

„Hallo Ernst! Hallo Vincente! Ach, ich war bloß spazieren. Es sind herrliche Wälder, dort hinten, zum Westen hin – ich wollte gar nicht mehr zurückkommen!“

„Und meine Frau, was ist wohl meine Frau?“, fragt Ernst lachend, erleichtert zum einen, weil er nach Vincentes Ermessen jeden Grund hat, die Fenster zu verschließen, wenn es ihn unter weniger vernunftbegabte Wesen wie beispielsweise Guatemalteken verschlägt, zum anderen, weil er Vincente zufolge aufgrund seines fortgeschrittenen Bewusstseins prinzipiell auch die sonntäglichen Kirchenbesuche sausen lassen könnte, vor allem aber, weil seine Karin unversehrt und offenbar in zurechnungsfähigem Zustand wieder aufgetaucht ist.

„Ach“, sagt Karin und lehnt sich entspannt zurück, „ich rauch erst mal eine!“

„Karin, ich bitte dich! Was soll denn der Unfug? Willst du jetzt wieder zur Kettenraucherin werden?“

„Bloß weil ich eine rauchen will zum Kaffee?“

„Außerdem darf man hier gar nicht rauchen.“

„Dann geh ich eben vor die Tür.“

„Rauch ruhig hier“, meint Vincente. „Ich rauch eine mit.“

Ernst kann nur noch den Kopf schütteln, da Vincente ihr die Zigarette anzündet und Karin genüsslich den ersten Zug nimmt.

„Wie gefällt dir Guatemala, Karin?“, fragt Vincente.

„Sehr gut! Ich fühl mich wie zuhause hier!“

„Wieso wie zuhause?“

„Weiß nicht. Es geht mir alles so nah. Es berührt mich so tief, dass ich's kaum aushalten kann. Ich werd' bald bekloppt, so überwältigt bin ich.“

„Und?“, fragt Ernst in Vincentes Richtung, als sitze er mit seiner Karin in Doktor Bergers Sprechzimmer, besorgt um die anstehende Diagnose, „magisches Denken, oder?“

„Merkwürdig“, murmelt Vincente.

„Ja“, nickt Ernst. „Was kann man da machen?“

„Das kommt vom Herzen her, was du da sagst, Karin. Nicht vom Kopf. Dein Kopf versucht bloß, dich zurückzuholen. Der Kopf will die Wand wieder aufstellen. Damit du wieder du bist und dich schützen kannst. Der Kopf sagt: Wenn du dableibst, wirst du bekloppt!“

„Ja, genau so kommt's mir vor! Und das macht mich noch bekloppter!“

„Wie kommt so was? Was kann man da machen?“, will Ernst abermals wissen und nimmt die Hand seiner Frau.

Vincente lacht. „Das Merkwürdige ist: Ihr Westler seid normalerweise vom Kopf her viel weiter als vom Herzen her. Deshalb seid ihr auch so unglücklich. Aber bei dir, Karin, da ist das Herz über den Kopf hinausgewachsen.“

„Wie“, ruft Ernst, „was bedeutet das?“

„Du musst jetzt aus dem Kopf in den Geist gehen, Karin. Vom Denken zur Stille.“

„Ich weiß, was du meinst!“, nickt Karin.

„Der Geist trägt dich in dein zweites Herz.“

„Mein zweites Herz?“

„Das Herz des höheren Selbst. Das unberührt bleibt von Emotionen und dem ganzen Schnickschnack. So wie der Geist unberührt bleibt von Gedanken.“

„Ja“, flüstert Karin. „Ja.“

„Was ja? Was ja? Was quatscht ihr da vom zweiten Herzen? Karin, hast du eigentlich noch alle Tassen im Schrank? Du müsstest dich mal sehen! Du bist doch verrückt geworden bist du doch!“

Karin geht zum See hinunter und setzt sich ans Ufer. Das Wasser glitzert im Morgendunst, die Vögel zwitschern fremdartige Lieder, und nur das Krähen der Hähne klingt vertraut.

Ringsum Berge, Wolken, die sich auf die Gipfel legen. Kühl ist der Morgen, kühl und rau wie das Alleinsein, das jedes Menschenherz durchdringt.

Die Konturen des jenseitigen Ufers: klar und nüchtern wie der Blick, der sie umfängt.

Wolkenschwaden sinken die Hügelketten hinab ins Wasser, Form um Form vergeht, lautlos.

So still atmet der See, so ruhig atmet die Seele in seinem Angesicht, so schwerelos. Erst was ohne Last

des eigenen Gewichts zu sein und sich von einer anderen Kraft getragen weiß, erst was sich verloren und gefunden weiß, kann jenes heilsam stille Glück erfahren, das lautlos in das Herz sich senkt, wo sich ergibt, was wehrlos ist.

Langsam, langsam beginnen Lücken zu klaffen inmitten der über sieben Jahrzehnte lang wild gewachsenen Wirren des Denkens. Der Geist schwelgt weniger im Rausch der Unwissenheit und wird empfänglicher für die Botschaft der Stille. Der Körper spricht. Schmerz kommt und geht. Wo er kommt, da kommt er vor allem von der Galle und vom Rücken her und spannt jede einzelne Zelle des Körpers bis zum Zerreißen – bis die Aufmerksamkeit ganz ihm gehört. Dann erst glätten die Wogen sich wieder, und die Aufmerksamkeit darf sich wieder ausdehnen zum grenzenlosen Meer der Gegenwärtigkeit, das alles umschließt, völlig wahllos. Allein das wallende Blut nährt die Sehnsucht, die einfach nicht verlöschen will, wieder und wieder pocht das Herz wehmütig ungemalten Bildern entgegen – bis der Atem seinen eigenen, langsameren Rhythmus wieder findet und der Sehnsucht stirbt.

Karin weiß es in diesem Moment noch gar nicht, aber sie wird hier in Guatemala bleiben. Es wird keine klassische Filmszene werden, kein Entschluss in letzter Sekunde am Abflugschalter, oder, lächerlicher noch, beim Einstieg ins Flugzeug, auf

der allerletzten Stufe, in allerletzter Sekunde, bevor die Tür zur Vergangenheit sich endgültig schließt.

Heute, am Tag der Trauung ihrer Tochter, wird der Wunsch erstmals Gedanke werden – und dann allmählich reifen hin zur endgültigen Gewissheit. Ganz natürlich, ganz organisch wird er wachsen, bis er konkret, bis er Form geworden sein und als solcher auf die Erde gefallen und in ihr Wurzeln geschlagen haben wird. Karin wird in aller Klarheit wissen, was gelebt sein will, und dementsprechend fühlen und denken und handeln und sogar bei ihrem Kreditkarteninstitut in Frankfurt anrufen, noch bevor sie Ernst einweihen wird, um sicherzugehen, dass er keine Handhabe haben wird, ihr Konto zu sperren.

Ernst wird sie wie erwartet für verrückt erklären, obwohl er es sein wird, der beinahe durchdrehen wird, der noch im Flugzeug glauben wird, es sei ein böser Traum, ein schlechter Scherz, das Ganze, und Karin müsste jeden Augenblick aus der Toilette kommen und sich auf den leeren Platz neben ihm setzen und seine Hand festhalten bis zur Landung.

Ernst wird den Koffer abstellen und die Haustür aufschließen und sich zum ersten Mal seit über vierzig Jahren wieder erinnern, dass er allein ist. Er wird sich in Arbeit stürzen und abends zu viel Bier trinken und nachts im Bett wachliegen und hoffen, dass seine Karin bald wieder zur Besinnung kommt und schließlich selbst die Besinnung verlieren und

zurück nach Guatemala fliegen, um seine Karin zurückzuholen, und, nach Wochen vergeblicher Appelle an Karins Vernunft und an ihr Herz für ihn, der sie doch braucht, abermals allein nach Deutschland zurückkehren.

Ernst wird in die erste dunkle Nacht seines Lebens fallen, in eine klinische Depression, die es ihm unmöglich machen wird, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren. Ernst wird zum ersten Mal in seinem Leben arbeitsunfähig sein. Er wird Doktor Bergers Tabletten schlucken und sich zusammenreißen und an den Schreibtisch zurückkehren. Er wird zwei schwerwiegende Fehler machen, die verheerende Folgen gehabt hätten, wenn nicht zwei Kollegen darauf aufmerksam geworden wären, und daraufhin fürchten, erste Anzeichen von Demenz an sich zu erkennen. Doktor Berger wird entsprechende Tests durchführen und die Befürchtung bestätigen, und Ernst wird seinen dringlichen Rat annehmen und in Rente gehen.

Doch er wird nicht nach Guatemala kommen, wie Karin es nahelegt in ihren langen Briefen, Ernst ist in Deutschland zuhause, seine Wurzeln sind hier. Er wird sich auch nicht in den Garten legen und Campari schlürfen oder die besten Rosen des Landes züchten. Ernst wird das Jagdgewehr aus dem Glasschrank nehmen und ins Büro fahren. Ernst wird in Würde sterben. Auf dem Schlachtfeld. Ohne

Abschiedsbrief.

Und Karin? Karin wird zu diesem Zeitpunkt in einem Armenviertel Guatemala-Citys leben. Sie wird ihre Arbeit mit Vanessa an dem geplanten Projekt genau eine Woche unterbrechen, um zur Beerdigung ihres Mannes zu fliegen. Sie wird ihm verzeihen, dass er sich davon gemacht hat ohne ein Wort, sie kennt Ernst doch, sie liebt ihn doch.

Doch Sara wird Karin nicht verzeihen. Sara wird ihr die Schuld geben am Tod ihres Vaters. Karin wird ihre Tochter verlieren. Sara wird den Kontakt zu ihrer Mutter abbrechen. Karin aber wird Spenden sammeln auf der Beerdigung und das gemeinsame Haus verkaufen und wenige Monate später ein Heim für dreißig Straßenkinder eröffnen, samt Werkstatt und Sportplatz und anliegender Schule, die Ernsts Namen tragen wird. Und Vanessa wird das Projekt leiten. Nicht nur das, sie wird wie eine Tochter für Karin werden. Und ihr das Fliegen beibringen.

„Liebe Sara, lieber David!“

Ernst erntet die meisten Lacher mit seiner Rede, die Karin geschrieben hat, eine Ansammlung lustiger Anekdoten aus Saras Kindheit, ein Großeinsatz der Polizei am Strand von Rimini, da die kleine Sara spurlos verschwunden ist, bis sie schließlich wieder auftaucht, Stunden später, zurück von ihrer ersten Strandwanderung, eine Fünfjährige, verwundert über den Aufruhr, mit einem

stinkenden toten Fisch in der Hand, den der Papa grillen soll, Sara als Neunjährige nach einem Streit mit Karin, wie sie ihren kleinen roten Koffer packt, fest entschlossen, fortan allein zu leben, wo, das wisse sie noch nicht, wovon, das wisse sie auch noch nicht, Sara mit zwölf, sie hat ihr erstes Reitturnier gewonnen, Dressur Klasse A, und erklärt noch auf der Rückfahrt ihren Rücktritt vom Turniersport, Camilla, ihr Pferd, habe ihr deutlich zu verstehen gegeben, dass dies der schrecklichste Tag in ihrem Leben gewesen sei, all die fremden Leute und Pferde, all der Krach, all der Stress, all die Stunden im Hänger, und sie habe ihrer Stute zugestimmt, sie habe es auch schrecklich gefunden, und sie hätten sich gegenseitig versprochen, dass es das erste und das letzte Mal gewesen sei.

Wie merkwürdig, denkt Karin, da Ernst das Brautpaar umarmt, es ist, als ließen wir uns dort am tiefsten berühren, wo es unserer Berührung am tiefsten bedarf. Es ist, als wüssten wir im Grunde, dass wir leben, um einander zu heilen. Als sei, auch wenn es nie so scheint, die Liebe immer unser letzter Richterspruch.

Die Vögel jagen zum puren Vergnügen aus Gipfelnähe die Schlucht hinab, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, dass das Ohr nur ein lautes Zischen hört, einen Knall vielmehr, dem das Auge jenen schwarzen Punkt zuordnet, der just im selben Augenblick senkrecht durch das Blickfeld jagt.

Das Rauschen des Windes in den umliegenden Tälern klingt wie strömendes Wasser, ein Fluss, ein Wasserfall, eine Brandung.

Nebelschwaden ziehen dicht vorüber.

Die Sonne erhebt sich am östlichen Fuße des Bergrückens. Nur die Wolken, die talwärts ziehen, sind eingehüllt in ihr gelbes Licht und ein einziger Gipfel.

Der See tanzt in sanften Wogen, hellrosa. Die Sonne steigt, bricht die Wolken, wärmt die Glieder. Erste Enten durchkreuzen den See, erste Menschenstimmen erheben sich, erste Blautöne durchschimmern wogende Palmblätter. Eine dunkelgraue Wolkenfront verhängt derweil die nördlichen Berggipfel. Niemand weiß, was der Tag bescheren wird –

AFFE IN GROSSFORMAT

Der Kellner servierte den nächsten Whiskey. Es war ein merkwürdiger Zustand. Wenn man zwischendurch die Augen schloss, merkte man erst, wie laut es war. Dann konnte man schier verrückt werden ob solch eines kreischenden Chaos von Tönen. Dann versuchte man, zu ordnen, klar, und war froh, wenn auf dem Bahnübergang gegenüber ein Zug vorbeiratterte und sämtliche Nebengeräusche übertönte. Dann drang manchmal – in einem stilleren Augenblick – ein Bass oder ein Gitarrenklang aus einer der Bars am Geschnatter der Gäste vorbei ans sensibilisierte Ohr. Dann nahm man hier und da einen Gesprächsfetzen von einem der Nachbartische auf, um ihn gleich wieder zu verlieren, weil ein Motor aufheulte oder ein hysterisches Weib.

Die Dinge schienen immer nur schlimmer zu werden. Es gab keinerlei Anzeichen für irgendeine Form von menschlicher Evolution. Techno-

logischen Fortschritt, ja. Aber der schien nur die Wahrscheinlichkeit von Worst-Case-Szenarien zu erhöhen und die Kontrolle über die narkotisierten Massen zu vervollständigen. Mehr denn je schien die Menschheit ein hoffnungsloser Fall zu sein. Es mochte noch Hoffnung geben, aber wohin man auch schaute, man konnte keinen Grund dafür finden. Es war kein Massenerwachen in Sicht, es war nicht einmal ein Impuls zur Evolution in Sicht. Es war nichts in Sicht, was eine optimistische Sichtweise gestützt hätte.

Doch es war kein abgeschlossener Fall, bis er vorbei war. Das konnte es nicht sein. So funktioniert das Bewusstsein nicht. Letztendlich war jede Zukunftsvorhersage so wertlos wie die Wettervorhersage. Keine künstliche Intelligenz der Welt konnte die Wahrscheinlichkeit einer Überraschung berechnen. Wenn sie hätte berechnet werden können, wäre sie keine Überraschung gewesen. Bewusstseinsentfaltung aber ist von Natur aus überraschend. Man sieht es am Lauf der Natur, Natur ist ja auch Bewusstsein, und die bleibt auch stets unvorhersehbar.

Nicht nur, was Erdbeben, Eiszeiten oder Supernovae betrifft. Sondern auch hinsichtlich roter Rosen und kleiner Hundewelpen. Nicht nur die drohende Zerstörung, die über allem hängt, auch die Schönheit und Verspieltheit der Natur steckt voller Überraschungen. Und so konnte eben auch

die Zukunft der Menschheit nicht vorhergesehen werden. Deshalb gab es immer noch Grund zur Hoffnung, auch wenn es dafür keinen offensichtlichen Grund gab. Und mancherorts ertönten Stimmen, die einen genau daran erinnerten.

Bald schon vergaß man wieder, zu hören, zumal jetzt auch der Geruch vom Holzkohlegrill hinüberwehte, und man öffnete die Augen wieder – und irgendwie war's auch dunstig dazu, man blickte wie durch einen Schleier, und das Auge suchte den persischen Imbiss auf der anderen Straßenseite und fand den Mond, der – kitschig genug – gleich über der Häuserfront hing.

Whiskey.

Hier saß man nie im Dunkeln: Kreuzung mit Fußgängerampeln zu drei Seiten, sodass es ständig blinkte, grün und rot und gelb und blau, wohin man auch schaute.

An den Häuserwänden gegenüber beleuchtete Reklameschilder: die Farbe des Sommers, ein Affe in Großformat, ein lachendes Frauengesicht. Überall stand oder ging oder fuhr es: Zwei Fahrradfahrer bahnten sich den Weg durch eine Gruppe Teenager, die auf die Straßenbahn warteten. Ein Alter humpelte über die Straße zum Restaurant „Dionysos“. Ohne aufzublicken – die Arthrose war wichtiger als die Welt.

Das größte Problem war das Denken. Heute wissen

wir das. Heute wissen wir, dass wir uns, sobald wir uns in unseren Gedanken verfangen, von unserer wahren Quelle entfremden. Je mehr wir glauben, dass unsere Gedanken wahr sind, desto mehr sehen und erschaffen wir die Vergangenheit und desto weniger sind wir uns des gegenwärtigen Augenblicks als der immer neuen Entfaltung bewusst, die er wirklich ist. Heute wissen wir, dass die Wahrscheinlichkeit des Bösen eng mit genau dieser Entfremdung zusammenhängt. Damals wusste man das aber nicht. Das war das Problem.

Plötzlich stand ein Zwei-Meter-Bulle mit Fliegerjacke und Ziegenbart vor dem Mond. „In zehn Minuten machen wir die Terrasse dicht, sonst gibt's Probleme mit den Anwohnern. Wenn Sie dann drinnen weitertrinken würden...“

Schon begann ein Inder, die Pflanzen abzutransportieren, die die Tische vom Bürgersteig abgrenzten. Schon wieder die Straßenbahn. Eine Studententruppe stieg auf ihre Fahrräder. Eines der Mädchen verlor das Gleichgewicht, als sie vom Bürgersteig fuhr und stürzte auf die Straße. Sie stand aber gleich wieder auf, es schien nichts weiter passiert zu sein. Ihre Freundin half ihr zurück aufs Rad. Die Truppe fuhr in Schlangenlinien Richtung Park, der Inder blickte ihnen kopfschüttelnd hinterher.

Es ist sehr stark die Geschichte der Menschheit, sich

in Illusionen zu verlieren. Und Gedanken sind ja Illusionen. Die Geschichte der Menschheit ist im Grunde die Geschichte der Kultivierung der Selbsttäuschung. Und zwar in dem Sinne, dass die wahre Quelle allen Lebens völlig vergessen wurde. So wuchs im Laufe der Zeit die Anzahl der Psychopathen unter den Menschen dramatisch an. Psychopathie ist aber, wie man heute weiß, nichts weiter als ein Zustand perfektionierter Selbsttäuschung.

Wo immer Selbsttäuschung normalisiert wird, wird Psychopathie normal. Der durchschnittliche Mensch hatte diese Perfektion vielleicht noch nicht erreicht. Hier und da konnte immer noch eine subtile, unterbewusste Verbindung mit der Quelle hergestellt werden, durch eine winzige Öffnung im Herzen vielleicht, oder durch eine Wahrheit, die immer noch im Körper eingeprägt war, oder durch eine Weisheit, die den Geist subtil beeinflusste. Aber es wurde mit der Zeit immer normaler, auch diese letzte Verbindung zu verlieren. Und damit unausweichlich, dem Bösen zu verfallen.

Warmes Licht, weiße Altarkerzen beleuchteten hellbraune Wände. Das Abbild der großen Zierpflanzen vor den Fenstern wirkte in dem großen goldgerahmten Spiegel an der Theke wie gemalt. Die Margarita-Maschine drehte die rote Soße im Takt. Vorn an der Theke klimperten die

Sektgläser. Offenbar feierte jemand Geburtstag. Vier Männer in weißen Hemden standen mit geschwellter Brust. Zwei Studentinnen beim Tanz: Ein schwarz-weiß kariertes Rock mit Zahnklammer lachte mit geschlossenem Mund. Ein rot-weißes Blümchenkleid mit weißen Stiefeln warf die nackten Arme in die Luft. Eine Blondine in türkisfarbenem Kleid saß der-weiß allein am Tresen – zu große Nase, zu großer Margarita.

Gipsy Kings –

Der Mangel an Bewusstheit ist eine offene Tür und eine fast bedingungslose Einladung zu weiterer Täuschung und tieferer Selbstverschleierung. Es gibt auch keine Möglichkeit, sich vor dieser Bedrohung zu schützen. Schließlich kann die Stimme der Weisheit nicht einmal von einer Stimme des Wahnsinns unterschieden werden, solange der Mensch so wenig bewusst ist. Ein Guru konnte damals nicht von einem Psychopathen unterschieden werden. Die Wahrheit konnte nicht von irgendeiner Lüge unterschieden werden.

An diesem Punkt war es viel wahrscheinlicher, dem Bösen zu verfallen, als einen Weg zu finden und tatsächlich zu gehen, der darauf abzielen würde, den Schleier zu lüften. Man wusste ja nicht einmal mehr, wie es wirklich um die Welt beschaffen war. Würde der dritte zum vierten Weltkrieg werden und die KI beschließen, die Menschheit auszulöschen, oder die

nächste Biowaffe sich ausbreiten und alles Leben vernichten, oder die Natur zurückschlagen und alle Menschen von Bord werfen – oder waren diese Endzeitszenarien bloß Verschwörungstheorie, hysterische Panikmache, krankhafte Projektion? Man sah damals einfach nicht den Widerspruch, der sich durch alle Spiele zog, die der Mensch damals spielte. Dass alles Spiel aufs Gewinnen ausgerichtet war, war schon jedem klar, und es wollte ja auch jeder als Gewinner dastehen. Nicht nur persönlich, das Gewinnstreben umfasste schon mehr als die eigene Person, man wollte auch, dass sein Verein, sein Land, seine Ideologie gewinnt.

Man wusste zwar, dass es bei solcherlei Art des Spiels zwangsläufig Ziel des Spiels ist, sich selbst zu beenden – schließlich machte das Spiel ja sonst gar keinen Sinn, würde es ewig weitergehen, könnte ja nie der Gewinner ermittelt werden. Das war also allen klar. Nur begriff man nicht, was man damit anrichtete.

Den Israel-Konflikt betreffend zum Beispiel. Niemand konnte sich vorstellen, dass irgendeine Partei nachgibt. Um den Konflikt zu lösen, hätten entweder alle Israelis oder alle Muslime tot sein müssen. Wenn der Konflikt jedoch so weit eskalieren wäre, wäre wahrscheinlich die gesamte Menschheit tot gewesen, das war eigentlich auch jedem klar. Aber man sah eben nicht, dass es genau dieselbe Art von Spiel war, die man selber spielte,

man sah nicht, wie man selbst und alle Menschen süchtig waren nach dem immer selben Spiel. Man sah nicht, dass die Unausweichlichkeit von der eigenen Haustür aus ins Unermessliche gewuchert war.

Einer der Weißhemden, ein groß gewachsener Don Juan mit glänzend schwarzem Haar, machte auf Flamen-cotänzer. Sein Blick klebte an der kleinen Brünetten weiter vorn an der Theke. Sie saß nur da auf ihrem Barhocker, die Beine übereinandergeschlagen. Roma-Shirt, blaue Jeans, Cowboystiefel. Wahrscheinlich Italienerin. Jetzt stand ein Weißhemd bei ihr. Ein Rümpfen der Nase, ein Lachen, dass es weiß erstrahlte und Perlohringe wackelten.

Die Türkise zündete sich die nächste Kippe an und kramte ihr Handy hervor, das gar nicht geklingelt hatte. Ihre Geschäftigkeit, ihr Blick auf die Uhr.

Die Farbige am Nebentisch nuckelte derweil am Daumen des Skaters.

Don Juan bei der Italienerin. Ein eindringlicher Blick, ein Lächeln, ein Hüsterchen. Ein enger Tanz, Hand um ihre schmale Hüfte. „La Bamba“ –

Drei Weißhemden schauten ganz genau vorbei mit verschränkten Armen.

Besagte Art von Spiel wurde damals an allen Fronten gespielt. So entstanden eben auch an allen

Fronten Konflikte, die, um gelöst zu werden, so weit eskalieren hätten müssen, dass es die gesamte Menschheit umgebracht hätte.

Das galt nicht nur für Konflikte zwischen Nationen, sondern auch für alle großen Machtkämpfe der damaligen Zeit. Wer kontrollierte die KI? Wer kontrollierte die digitalen Daten, das digitale Geld? Wer kontrollierte die Zentralbanken, die Regierungen, die Geheimdienste? Wer kontrollierte die Nahrung, wer kontrollierte das Wasser? Wer kontrollierte die Biolabore?

Diese Machtkämpfe hatte es vom Prinzip her schon seit Ewigkeiten gegeben. Wenn in der Endzeit dann die entscheidenden Schlachten die großen Machtspiele betreffend anfallen, steht natürlich die gesamte Menschheit auf dem Spiel.

Don Juan bei den beiden Röcken, die sich verabschiedeten. Prompt stand auch einer der Weißhemden dabei. Es wurde laut. Don Juans Freunde eilten hinzu. Dann auch die anderen Weißhemden. Die beiden Röcke und die Italienerin machten sich aus dem Staub. Der erste Schlag fiel. Einer zertrümmerte seine Bierflasche auf Don Juans Kopf. Die Italienerin schrie. Don Juan zückte ein Messer.

Was damals niemand sah, eben weil es dafür nicht reichte von der Bewusstheit her, das war die

Tatsache, dass es längst zu Ende war. Damals glaube man noch, es müsse eine Apokalypse geben, eine entscheidende Schlacht, einen globalen Holocaust, eine postmoderne Hexenverbrennung oder Roboter, die auf Menschen schießen.

Dabei war es schon aus. Nur wurde das Ende als etwas wahrgenommen, was es nicht ist. In gewisser Weise war das unvermeidlich, weil die normalen, selbstbetrügerischen Menschen das Böse eben kaum jemals erkannten, ja nicht einmal bemerkten, wenn sie selbst böse geworden waren. Beispielsweise gab es damals ja unvorstellbare Massen an Soldaten. Doch kaum jemals legte ein Soldat seine Uniform ab, weil er erkannt hatte, dass sein Gehorsam eine Form des Bösen war. Kaum jemals hörte ein Bürger auf, sich als Bürger zu betrachten, weil er erkannt hatte, dass die böse Natur der Regierung nur eine Widerspiegelung und Erweiterung seines eigenen bösen Spieles war.

Als gehorsame Sklaven ihrer eigenen Selbsttäuschung waren die Menschen gehorsame Sklaven derer, die sie täuschten. Währenddessen entpuppten sich diejenigen, die sie täuschten, nur deshalb als Meisterbetrüger, weil ihre eigene Selbsttäuschung zur Perfektion gelangt war.

In Endzeiten beendet diese Dynamik alle natürliche Bewegung. So schaffte der Mensch sich selber ab. Bewusstheit wuchs nicht mehr weiter. Im Gegenteil, alle Kultur wurde zur Cancel Culture.

Und in der wurde die Kultur selbst ausgelöscht.
Damit war der Mensch tot. Und niemandem fiel es
auf.

Die Musik war aus, die Krankenwagen abgefahren,
die übrigen Gäste nach Hause gegangen. Schon
sammelte die Kellnerin die Rosen ein.

Weitere Bücher im Verlierer Verlag

VIA NEGATIVA SERIE BELLETRISTIK:

Der goldene Schuss

Wir sind halt Idioten

Der Kuckuck unter Heras Gewand

Schreiben für niemanden

VIA NEGATIVA SERIE PHILOSOPHIE:

Duett

Fickt euch alle

Yoga, Gicht und Hämorrhoiden

Negative Philosophie

Antiguru